



Leseprobe

Alexandre Dumas

Die drei Musketiere - 20 Jahre später

Bestellen Sie mit einem Klick für 7,95 €



Seiten: 672

Erscheinungstermin: 23. März 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Alexandre Dumas d. Ä.
Die drei Musketiere
Zwanzig Jahre später

Alexandre Dumas d. Ä.

Die drei Musketiere

Zwanzig Jahre später

Roman

Aus dem Französischen
von Christine Hoepfener

Anaconda

Inhalt

Der Schatten Richelieus	9
Eine nächtliche Ronde	20
Zwei alte Feinde	30
Anna von Österreich mit sechsundvierzig Jahren	47
Gascogner und Italiener	58
D'Artagnan mit vierzig Jahren	64
D'Artagnan ist in Verlegenheit, aber einer von unsern alten Bekannten kommt ihm zu Hilfe	71
Über die verschiedene Wirkung, die eine Halbpistole auf einen Mesner und auf einen Ministranten ausüben kann	81
Wie d'Artagnan Aramis in der Ferne suchte und entdeckte, dass er hinter Planchet auf dem Pferd saß .	89
Der Abbé d'Herblay	97
Weihrauch und Myrrhen	106
Monsieur Porthos du Vallon de Bracieux de Pierrefonds	117
Wie d'Artagnan bei der Begegnung mit Porthos gewahrt wird, dass ein Vermögen nicht das Glück ausmacht .	122
Zwei Engelsköpfe	131
Das Schloss Bragelonne	140
Athos' Diplomatie	146
Monsieur de Beaufort	157
Womit sich der Herzog von Beaufort im Schlossturm von Vincennes belustigte	164
Was die Pasteten des Nachfolgers von Väterchen Marteau enthielten	180

Ein Abenteuer Marie Michons	188
Der Abbé Scarron	200
Saint-Denis	210
Eine der vierzig Fluchtmöglichkeiten Monsieur de Beau- forts	217
D'Artagnan kommt zur rechten Zeit	228
Die Heerstraße	235
Das Zusammentreffen	240
Die Place Royale	249
Die Fähre über die Oise	257
Das Scharmützel	260
Der Mönch	266
Die Absolution	275
Grimaud spricht	280
Am Vorabend der Schlacht	284
Der Brief Karls I.	292
Cromwells Brief	298
Mazarin und Madame Henriette	305
Wie die Unglücklichen mitunter den Zufall für die Vorse- hung halten	311
Onkel und Neffe	317
Vaterschaft	321
Wieder bittet eine Königin um Hilfe	328
Hier wird bewiesen, dass die erste Regung stets gut und richtig ist	339
Das Tedeum für den Sieg bei Lens	345

Der Bettler von Saint-Eustache	364
Der Turm von Saint-Jacques-la-Boucherie	376
Der Aufstand	382
Der Aufstand wird zur Revolte	389
Das Unglück verleiht Gedächtnis	402
Die Zusammenkunft	409
Die Flucht	415
Die Kutsche des Herrn Weihbischofs	427
Wie d'Artagnan und Porthos, der eine zweihundert- neunzehn, der andere zweihundertfünfzehn Louis durch den Verkauf von Stroh einnahmen	441
Nachrichten von Athos und Aramis	450
Der Rächer	464
Oliver Cromwell	472
Die Edelleute	476
»Jesus Christus!«	481
Ein Ehrengruß an die gestürzte Majestät	488
Der Prozess	496
Whitehall	504
Die Arbeiter	514
Remember	521
Der Maskierte	526
Das Haus Cromwells	535
Das Gespräch	542
Die Feluke »Blitz«	551
Der Portwein	560

Verhängnis	572
Die Heimkehr	579
Die Gesandten	592
Die drei Stellvertreter des Generalissimus	599
Das Gefecht von Charenton	608
Die Suche	619
Die Dankbarkeit Annas von Österreich	625
Das Königtum Monsieur de Mazarins	631
Die Verliese des Monsieur de Mazarin	635
Man beginnt zu glauben, dass Porthos endlich Baron und d'Artagnan Hauptmann wird	653
Es ist für Könige mitunter schwieriger, in die Hauptstadt ihres Königreiches zurückzukehren, als diese zu verlassen	658
Schluss	668

Der Schatten Richelieus

In einem Zimmer des Kardinalspalastes, den wir bereits kennen, saß, den Kopf in beide Hände gestützt, an einem Tisch mit vergoldeten Silberecken, der mit Schriftstücken und Büchern beladen war, ein Mann.

Hinter ihm ragte ein mächtiger, rot flammender Kamin auf, dessen Feuerbrände über breiten vergoldeten Brennböcken zusammenfielen. Der Flammenschein beleuchtete von hinten die prächtige Kleidung des Träumers, die das Licht eines mit Wachskerzen besteckten Armleuchters von vorn erhellte.

Angesichts der roten Soutane und der kostbaren Spitzen, der bleichen und im Sinnen gebeugten Stirn, der Einsamkeit des Gemachs, der Stille in den Vorzimmern und des gemessenen Schritts der Wache auf dem Treppenabsatz hätte man meinen können, der Schatten Richelieus weile noch in seinem Zimmer.

Ach! Es war freilich nur der Schatten des großen Mannes. Frankreich geschwächt, die Machtvollkommenheit des Königs nicht anerkannt, die Großen wieder stark und unruhig, der Feind abermals diesseits der Grenzen – alles zeugte davon, dass Richelieu nicht mehr da war.

Doch was noch deutlicher als all das bewies, dass die rote Soutane nicht den alten Kardinal bekleidete, war diese Abgeschiedenheit, die eher der eines Schattens als eines Lebenden glich, waren die von Höflingen leeren Gänge, die von Wachen wimmelnden Höfe, war dieser Hohn, der von der Straße aufstieg und durch die Fensterscheiben des Gemachs drang, an dem der Atem einer ganzen gegen den Minister verbündeten Stadt rüttelte, waren schließlich das Getöse in der Ferne und die unaufhörlich vernehmbaren Schüsse, die zum Glück ohne Ziel und ohne Ergebnis abgegeben wurden, sondern nur um der Garde, den Schweizern und den Musketieren, die das Palais-Royal einschlossen – denn der Kardinalspalast hatte einen andern Namen erhalten –, zu zeigen, dass auch das Volk Waffen besaß.

Dieser Schatten Richelieus war Mazarin.

Mazarin war allein und fühlte sich machtlos.

»Ausländer!«, murmelte er. »Italiener! Das ist ihr so lange zurückgehaltenes und nun ausgesprochenes Wort! Mit diesem Wort haben sie Concini ermordet, gehängt und zerfleischt, und wenn ich sie gewähren lasse, werden sie mich wie ihn ermorden, hängen und zerfleischen, obgleich ich ihnen nie ein anderes Unrecht zugefügt habe, als sie ein wenig auszupressen. Diese Dummköpfe! Sie begreifen nicht, dass ihr Feind nicht dieser schlecht französisch sprechende Italiener ist, sondern vielmehr jene, die die Fähigkeit besitzen, ihnen mit einer so reinen und so vortrefflichen Pariser Aussprache leere Redensarten hinzuwerfen.

»Ja«, fuhr der Minister mit seinem verschlagenen Lächeln fort, das sich diesmal auf seinen bleichen Lippen sonderbar ausnahm, »ja, euer aufrührerischer Lärm sagt mir, dass das Schicksal der Günstlinge unsicher ist, aber wenn ihr das wisst, dann müsst ihr auch wissen, dass ich kein gewöhnlicher Günstling bin! Der Graf von Essex hatte einen herrlichen, mit Diamanten besetzten Ring als Geschenk von seiner königlichen Geliebten erhalten, ich dagegen besitze nur einen schlichten Fingerreif mit einem Namenszeichen und einem Datum*, aber dieser Reif ist in der Kapelle des Palais-Royal gesegnet worden, daher werden sie mich nicht, wie sie es sehnlichst wünschen, abschütteln können. Sie merken nicht, dass ich sie mit ihrem ewigen Geschrei ›Fort mit Mazarin!‹ dazu bringe, bald Monsieur de Beaufort, bald den Prinzen und bald das Parlament hochleben zu lassen. Nun, Monsieur de Beaufort befindet sich in Vincennes, der Prinz wird sich eines Tages zu ihm gesellen, und das Parlament ...«

Hier wandelte sich das Lächeln des Kardinals in einen Ausdruck von Hass, dessen sein sanftes Gesicht unfähig zu sein schien.

»Ja, und das Parlament ... wir werden sehen, was wir mit dem Parlament machen, wir haben Orléans und Montargis. Oh, ich werde dafür Zeit brauchen; aber die anfangs ›Fort

* Mazarin, der nicht die zum Zölibat verpflichtende Priesterweihe erhalten hatte, soll mit Anna von Österreich verheiratet gewesen sein. (Anm. d. Verf.)

mit Mazarin!« geschrien haben, werden am Ende ›Fort mit all diesen Leuten, mit einem nach dem andern!« schreien. Richelieu, den sie hassten, als er noch lebte, und von dem sie ständig reden, seit er tot ist, war schlimmer dran als ich, denn er wurde mehrmals verjagt und hat noch häufiger gefürchtet, verjagt zu werden. Mich wird die Königin niemals verjagen, und sollte ich gezwungen sein, dem Volk zu weichen, wird sie mit mir weichen, fliehe ich, wird sie ebenfalls fliehen, und dann werden wir sehen, was die Aufrührer ohne ihre Königin und ihren König anfangen. Oh! Wäre ich doch nur kein Ausländer, wäre ich doch ein Franzose, wäre ich doch ein Edelmann!«

Er verfiel abermals in Sinnen.

Die Lage war tatsächlich schwierig, und der Tag, der nun zur Neige ging, hatte sie noch verschlimmert. Ständig von seiner schmutzigen Habsucht getrieben, bedrückte Mazarin das Volk mit Steuern, und das Volk, dem nach den Worten des Vizegeneralprokurators, Talon, nur die Seele übrigblieb und das ja seine Seele nicht meistbietend versteigern konnte, das Volk, dem man mit dem Lärm um errungene Siege Geduld einzuflößen versuchte und das dennoch Lorbeeren nicht für eine Speise hielt, von der es sich nähren konnte, das Volk hatte seit langem zu murren begonnen.

Aber das war noch nicht alles; da es nur das Volk war, das murrte, hörte der durch den Mittelstand und die Edelleute von ihm getrennte Hof nichts davon, doch Mazarin hatte die Unklugheit besessen, sich mit den höheren Beamten anzulegen. Er hatte ein Dutzend Bestallungsbriefe für das Amt eines Petitionsreferenten verkauft, und da die Beamten ihre Posten sehr hoch bezahlten und der Zuwachs durch diese zwölf neuen Kollegen den Preis senken musste, hatten sich die alten zusammengetan und auf die Evangelien geschworen, diese Erweiterung nicht zu dulden und sich gegen alle Verfolgungen des Hofes zur Wehr zu setzen; ferner hatten sie einander versprochen, falls einer von ihnen durch die Auflehnung sein Amt verlieren sollte, zusammenzulegen und ihm den bezahlten Preis zurückzuerstatten.

Von diesen beiden Parteien aus geschah nun Folgendes:

Am 7. Januar hatten sich sieben- bis achthundert Pariser Kaufleute versammelt und sich gegen eine neue Steuer empört, die den Hausbesitzern auferlegt werden sollte. Sie hatten zehn der Versammelten abgeordnet, mit dem Herzog von Orléans zu sprechen, der sich nach seiner alten Gewohnheit beliebt zu machen suchte. Der Herzog von Orléans hatte sie empfangen, und sie erklärten ihm ihre Entschlossenheit, diese neue Steuer nicht zu zahlen, müssten sie sich auch mit bewaffneter Hand gegen des Königs Steuereinnehmer schützen. Der Herzog von Orléans hatte sie mit großer Gefälligkeit angehört, ihnen Hoffnung auf eine Ermäßigung gemacht, ihnen versprochen, mit der Königin darüber zu reden, und sie mit dem Üblichen Fürstenwort verabschiedet: »Wir werden sehen.«

Die Petitionsreferenten wiederum hatten am 9. Januar den Kardinal aufgesucht, und einer von ihnen hatte als Wortführer aller übrigen mit so großer Entschiedenheit und Kühnheit zu ihm gesprochen, dass der Kardinal höchst erstaunt darüber gewesen war; daher hatte er sie fortgeschickt und wie der Herzog von Orléans gesagt, man werde sehen.

Um zu »sehen«, hatte man alsdann den Rat einberufen und den Oberfinanzintendanten, d'Émery, holen lassen.

Dieser d'Émery war dem Volk verhasst, einmal, weil er Oberfinanzintendant war und weil jeder Oberfinanzintendant verhasst sein muss, und zum andern, das muss gesagt werden, weil er es einigermaßen verdiente, gehasst zu werden. Er war der Sohn eines Lyoner Bankiers namens Particelli, der infolge seines Bankrotts einen anderen Namen angenommen hatte und sich d'Émery nennen ließ. Der Kardinal de Richelieu, der in ihm ein bedeutendes Finanzgenie sah, hatte ihn König Ludwig XIII. unter dem Namen d'Émery vorgestellt und ihm viel Gutes nachgesagt, da er ihn zum Finanzintendanten ernennen lassen wollte.

»Vortrefflich!«, hatte der König erwidert. »Es freut mich, dass Sie mir für dieses Amt, das einen ehrlichen Mann erfordert, Monsieur d'Émery vorschlagen. Man hat mir gesagt, Sie förderten diesen Schurken Particelli, und ich fürchtete schon, Sie wollten mich zwingen, ihn zu nehmen.«

»Sire«, entgegnete der Kardinal, »Eure Majestät können unbesorgt sein, der erwähnte Particelli ist gehängt worden.«

»Ah! Umso besser!«, rief der König. »Man nennt mich also nicht umsonst Ludwig den Gerechten.«

Und er unterzeichnete die Ernennung Monsieur d'Émerys. Es handelte sich um den nämlichen d'Émery, der Oberfinanzintendant geworden war.

Diesen hatte nun der Minister holen lassen, und er kam ganz bleich und verstört angelaufen und erzählte, man habe seinen Sohn selbigen Tags auf dem Platz vor dem Palais um ein Haar ermordet; die Menge sei auf ihn gestoßen und habe ihm den Luxus seiner Frau vorgeworfen, die eine in rotem Samt mit goldenen Fransen gehaltene Zimmerflucht bewohne. Sie war die Tochter von Nicolas Le Camus, der 1617 als Sekretär mit zwanzig Livres nach Paris gekommen war und, obwohl er vierzigtausend Livres Rente für sich behielt, neun Millionen unter seine Kinder verteilt hatte.

Der Sohn d'Émerys war fast totgedrückt worden, da einer von den Aufrührern vorgeschlagen hatte, ihn so lange zu pressen, bis er das verschlungene Gold herausgegeben habe. Der Rat hatte an diesem Tag nichts entschieden, da der Oberintendant von dem Vorfall zu sehr in Anspruch genommen war, um unbefangen zu urteilen.

Tags darauf wurde der Parlamentspräsident, Mathieu Molé, dessen Mut bei all diesen Unannehmlichkeiten nach den Worten des Kardinals de Retz dem des Herzogs von Beaufort und des Prinzen von Condé gleichkam, dem zweier Männer also, die als die tapfersten Frankreichs galten – tags darauf wurde nun, wie gesagt, der Parlamentspräsident angegriffen. Das Volk drohte ihm, ihn das Böse, das man ihm zufügen wollte, entgelten zu lassen, doch, ohne sich aufzuregen oder zu verwundern, antwortete ihnen der Präsident mit seiner gewohnten Ruhe, wenn die Störenfriede nicht dem Willen des Königs gehorchten, werde er auf den Plätzen Galgen errichten und die Widersetzlichsten unter ihnen augenblicks hängen lassen. Worauf jene entgegneten, sie wünschten sich nichts Besseres, als Galgen errichtet zu sehen, und sie sollten dazu dienen, die schlechten

Richter zu hängen, die sich auf Kosten der Not des Volkes die Gunst des Hofes erkaufen.

Auch das war noch nicht alles. Als die Königin am 11. Januar die Messe in Notre-Dame besuchte, was sie regelmäßig an den Sonnabenden zu tun pflegte, folgten ihr mehr als zweihundert Frauen, die mit lautem Geschrei Gerechtigkeit verlangten. Sie hatten im Übrigen nichts Böses im Sinn, da sie sich nur vor ihr auf die Knie werfen und versuchen wollten, ihr Mitleid zu erregen, aber die Garde hinderte sie daran, und die Königin schritt hochmütig und erhaben vorbei, ohne auf ihr Geschrei zu hören.

Am Nachmittag trat von neuem der Rat zusammen, und es wurde beschlossen, die Macht des Königs aufrechtzuerhalten, folglich wurde für den nächsten Tag, den 12., das Parlament einberufen.

An diesem Tag, mit dessen Abend unsere Geschichte beginnt, hatte der damals zehnjährige und soeben von den Blattern genesene König, unter dem Vorwand, in Notre-Dame für seine Wiederherstellung zu danken, seine Garde, seine Schweizer und seine Musketiere auf die Beine gebracht und um das Palais-Royal, auf den Kais und auf dem Pont-Neuf verteilt, und nach Anhören der Messe hatte er sich ins Parlament begeben, wo er von einem improvisierten Thron aus nicht nur an seinen früheren Edikten festgehalten, sondern darüber hinaus fünf oder sechs neue erlassen hatte, eins immer verderblicher als das andere, wie der Kardinal de Retz behauptete. So dass der Parlamentspräsident, der an den vorangegangenen Tagen für den Hof gewesen war, sich dennoch sehr beherzt über die Art und Weise ausgesprochen hatte, wie der König im Palais angeleitet werde, die Stimmenfreiheit zu hintertreiben und ihr Gewalt anzutun.

Besonders scharf gegen die neuen Steuern erklärten sich aber der Vorsitzende Blancmesnil und der Ratsherr Broussel.

Nachdem der König diese Edikte erlassen hatte, kehrte er in das Palais-Royal zurück. Eine zahlreiche Volksmenge säumte seinen Weg, doch da man wusste, dass er aus dem Parlament kam, jedoch nicht, ob er dort gewesen war, um dem

Volk Gerechtigkeit widerfahren zu lassen oder es von neuem zu unterdrücken, erklang nicht ein einziger Freudenschrei, ihn zu seiner wiedererlangten Gesundheit zu beglückwünschen. Alle Gesichter waren im Gegenteil finster und unruhig, einige sogar drohend.

Ungeachtet seiner Rückkehr verblieben die Truppen auf dem Platz, da man fürchtete, es werde zu einem Aufruhr kommen, wenn das Ergebnis der Parlamentsitzung bekannt würde, und tatsächlich, sobald sich in den Straßen das Gerücht verbreitete, statt die Steuern zu mindern, habe der König sie erhöht, bildeten sich Gruppen und ertönte ein Riesengeschrei: »Fort mit Mazarin! Es lebe Broussel! Es lebe Blancmesnil!« Denn das Volk hatte erfahren, dass Broussel und Blancmesnil zu seinen Gunsten gesprochen hatten, und obgleich ihre Beredsamkeit erfolglos geblieben war, wusste es ihnen dennoch Dank dafür.

Man hatte diese Gruppen zerstreuen, dieses Geschrei zum Schweigen bringen wollen, und wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, waren die Gruppen angewachsen und hatte sich das Geschrei gesteigert. An die Königsgarde und die Schweizergarde war der Befehl ergangen, nicht nur standzuhalten, sondern darüber hinaus in der Rue Saint-Denis und der Rue Saint-Martin zu patrouillieren, wo diese Gruppen besonders zahlreich und besonders lebhaft zu sein schienen, als im Palais-Royal der Vorsteher der Kaufmannschaft gemeldet wurde.

Er wurde sogleich vorgelassen und sagte, wenn man nicht augenblicklich diese feindseligen Kundgebungen einstelle, werde in zwei Stunden ganz Paris unter Waffen stehen.

Man überlegte noch, was zu tun sei, als der Leutnant der Garde, Comminges, mit völlig zerrissener Kleidung und blutendem Gesicht erschien. Als die Königin ihn eintreten sah, stieß sie einen Schrei des Erstaunens aus und fragte ihn, was es gäbe.

Es war Folgendes: Der Anblick der Garde hatte, wie von dem Vorsteher der Kaufmannschaft vorausgesehen, die Gemüter erbittert. Man hatte sich der Glocken bemächtigt und Sturm geläutet. Comminges hatte sich tapfer gehalten, einen

Mann arretiert, der zu den Hauptunruhestiftern zu gehören schien, und, um ein Exempel zu statuieren, befohlen, ihn am Croix du Trahoir aufzuhängen. Die Soldaten hatten ihn also fortgeschleppt, um den Befehl auszuführen. Bei den Markthallen waren sie jedoch mit Steinwürfen und Hellebardenstößen angegriffen worden, der Aufrührer hatte diesen Augenblick benutzt, um zu entweichen, war in die Rue des Lombards geflohen und dort in ein Haus gestürmt, dessen Türen alsbald eingeschlagen wurden.

Diese Gewalttat führte freilich zu nichts, der Schuldige war nicht aufzufinden gewesen. Comminges hatte einen Posten in der Straße zurückgelassen und sich mit dem Rest seiner Abteilung zum Palais-Royal begeben, um der Königin über das Vorgefallene Bericht zu erstatten. Den ganzen Weg lang hatten ihn Schreie und Drohungen verfolgt, mehrere von seinen Leuten waren durch Piken- und Hellebardenstöße verletzt worden, und ihm selbst hatte ein Stein die Augenbraue gespalten.

Comminges' Bericht bekräftigte die Ansicht des Vorstehers der Kaufmannschaft, dass man nicht in der Lage sei, einem ernsthaften Aufstand die Stirn zu bieten. Der Kardinal ließ im Volk verbreiten, die Truppen seien nur wegen der Zeremonie auf den Kais und dem Pont-Neuf aufgestellt worden und würden sich entfernen. Tatsächlich zogen sie sich gegen vier Uhr nachmittags nach dem Palais-Royal zusammen; am Tor des Sergents, beim Blindenhospital und auf dem Saint-Roch wurden Posten aufgestellt. Die Höfe und Erdgeschosse wurden von Schweizern und Musketieren besetzt, und man wartete ab.

So lagen also die Dinge zu dem Zeitpunkt, da wir unsere Leser in das Arbeitszimmer des Kardinals Mazarin führten, das früher dem Kardinal Richelieu gehört hatte. Wir erlebten, in welcher Gemütsverfassung er dem Murren des Volkes lauschte, das bis zu ihm drang, und die Schüsse hörte, die bis in sein Zimmer hallten.

Plötzlich hob er den Kopf, heftete mit halb zusammengezogenen Brauen, wie ein Mann, der seinen Entschluss gefasst hatte, die Augen auf eine riesige Standuhr, die zehn geschla-

gen hatte, nahm eine in Reichweite auf dem Tisch liegende vergoldete Silberpfeife und pffiff zweimal.

Eine verborgene Tapetentür öffnete sich geräuschlos, und ein schwarz gekleideter Mann näherte sich stumm und stellte sich hinter den Sessel.

»Bernouin«, sagte der Kardinal, ohne sich umzudrehen, denn da er zweimal gepfiffen hatte, wusste er, dass es sein Kammerdiener sein musste, »welche Musketiere haben Dienst im Palais?«

»Die schwarzen Musketiere, Monseigneur.«

»Von welcher Kompanie?«

»Kompanie Tréville.«

»Ist ein Offizier dieser Kompanie im Vorzimmer?«

»Leutnant d'Artagnan.«

»Vermutlich tüchtig?«

»Ja, Monseigneur.«

»Bring mir eine Musketieruniform und hilf mir beim Ankleiden.«

So still, wie er eingetreten war, ging der Kammerdiener hinaus und brachte einen Augenblick später den gewünschten Anzug. Schweigend und nachdenklich begann sich der Kardinal der Galakleidung, die er für die Parlamentssitzung angelegt hatte, zu entledigen und zog die Musketierkasacke an, die er dank seinen früheren italienischen Feldzügen mit einer gewissen Ungezwungenheit trug; als er fertig angekleidet war, sagte er: »Hol mir Monsieur d'Artagnan.«

Und diesmal ging der Kammerdiener durch die Mitteltür hinaus, aber immer noch ebenso still und stumm. Man hätte ihn für einen Geist halten können.

Allein geblieben, betrachtete sich der Kardinal nicht ohne Befriedigung in einem Spiegel. Er war mit seinen kaum sechs- und vierzig Jahren noch jung, von zierlichem Wuchs und ein wenig unter Mittelgröße. Er hatte einen lebhaften und schönen Teint, einen feurigen Blick, eine große, aber gleichwohl recht gut proportionierte Nase, eine breite und majestätische Stirn, etwas krause kastanienbraune Haare und einen Bart, der dunkler als das Kopfhaar und stets mit der Brennschere sorgfältig nach oben gedreht war, was ihn anmutig kleidete.

Sodann legte er sein Degengehenk an, besah sich wohlgefällig seine Hände, die sehr schön waren und auf die er die allergrößte Sorgfalt verwandte, warf die mächtigen hirschledernen Handschuhe zurück, die zur Uniform gehörten und die er bereits ergriffen hatte, und zog einfache Seidenhandschuhe über.

In diesem Augenblick tat sich die Tür auf.

»Monsieur d'Artagnan«, meldete der Kammerdiener.

Ein Offizier trat ein.

Er war ein Mann von neununddreißig, vierzig Jahren, klein, aber gut gewachsen, mager, mit lebhaften und geistvollen Augen, schwarzem Bart und ergrauendem Haupthaar, wie es stets zu werden pflegt, wenn man das Leben zu gut oder zu schlecht angetroffen hat, und vor allem, wenn man sehr dunkel ist.

D'Artagnan trat mit vier Schritten in das Arbeitszimmer, das er wiedererkannte, weil er zur Zeit des Kardinals Richelieu einmal hier gewesen war, und als er in dem Raum niemanden als einen Musketier von seiner Kompanie erblickte, ließ er die Augen auf diesem Musketier ruhen, unter dessen Kleidung er auf den ersten Blick den Kardinal erkannte.

Er blieb in einer respektvollen, aber würdigen Haltung stehen, so wie es sich für einen Mann von Rang ziemt, der in seinem Leben häufig Gelegenheit gehabt hat, sich in Gegenwart großer Herren zu befinden.

Der Kardinal richtete seinen eher verschlagenen als unergründlichen Blick auf ihn, musterte ihn aufmerksam und sagte nach einigen Sekunden des Schweigens: »Sie sind Monsieur d'Artagnan?«

»Ja, Monseigneur«, erwiderte der Offizier.

Der Kardinal betrachtete noch einen Augenblick den so intelligenten Kopf und das Gesicht, dessen außerordentliche Beweglichkeit durch die Jahre und die Erfahrung bezähmt worden war, aber d'Artagnan hielt der Prüfung stand als ein Mann, der schon früher von viel durchdringenderen Augen als jenen betrachtet worden war, deren Musterung er zu dieser Stunde über sich ergehen ließ.

»Monsieur«, sagte der Kardinal, »Sie werden mit mir kommen oder vielmehr, ich werde mit Ihnen gehen.«

»Zu Befehl, Monseigneur«, erwiderte d'Artagnan.

»Ich möchte selbst die um das Palais-Royal aufgestellten Posten besichtigen; glauben Sie, dass Gefahr besteht?«

»Gefahr, Monseigneur?«, fragte d'Artagnan mit erstaunter Miene. »Und welche?«

»Das Volk soll sich völlig in Aufruhr befinden.«

»Die Uniform der Musketiere des Königs wird sehr respektiert, Monseigneur, und respektiert man sie nicht, dann mache ich mich anheischig, mit vier Mann hundert von diesen Lämmeln in die Flucht zu schlagen.«

»Sie haben doch aber gesehen, was Comminges widerfahren ist?«

»Monsieur de Comminges gehört der Garde, nicht den Musketieren an«, entgegnete d'Artagnan.

»Das heißt«, sagte der Kardinal lächelnd, »die Musketiere sind bessere Soldaten als die Garde?«

»Jeder hegt ein Ehrgefühl für seine Uniform, Monseigneur.«

»Außer mir, Monsieur«, erwiderte der Kardinal lächelnd, »denn wie Sie sehen, habe ich die meine abgelegt, um die Ihre anzuziehen.«

»Potztausend, Monseigneur, das nenne ich Bescheidenheit!«, sagte d'Artagnan. »Ich dagegen würde mich, hätte ich die Eurer Eminenz, mit ihr zufriedengeben und mich notfalls verpflichten, nie eine andere zu tragen.«

»Ja, aber um heute Abend auszugehen, wäre sie vielleicht nicht sehr sicher. Bernouin, meinen Filzhut.«

Der Kammerdiener brachte einen breitkrepfigen Uniformhut. Der Kardinal setzte ihn lässig auf und wandte sich wieder an d'Artagnan: »Sie haben gesattelte Pferde in den Ställen, nicht wahr?«

»Ja, Monseigneur.«

»Also, gehen wir.«

»Wie viele Männer verlangen Monseigneur?«

»Sie haben gesagt, dass Sie es auf sich nehmen, mit vier Männern hundert Lämmeln in die Flucht zu schlagen, da wir auf zweihundert stoßen könnten, nehmen Sie acht.«

»Wie Monseigneur wünschen.«

»Ich folge Ihnen«, sagte der Kardinal, »oder nein, lieber hier durch. Leuchte uns, Bernouin.«

Der Kammerdiener nahm eine Wachskerze und der Kardinal einen kleinen Hohl Schlüssel von seinem Schreibtisch, und nachdem er die Tür zu einer Geheimentreppe geöffnet hatte, stand er einen Augenblick später im Hof des Palais-Royal.

Eine nächtliche Ronde

Zehn Minuten später kam der kleine Trupp in der Rue des Bons Enfants hinter dem Schauspielhaus heraus, das der Kardinal de Richelieu gebaut hatte, um dort »Mirame« spielen zu lassen, und in dem der Kardinal de Mazarin, der die Musik mehr liebte als die Literatur, die ersten Opern hatte spielen lassen, die in Frankreich aufgeführt worden waren.

Das Äußere der Stadt bot alle Merkmale einer großen Unruhe; zahlreiche Gruppen durcheilten die Straßen und blieben ungeachtet dessen, was d'Artagnan behauptet hatte, stehen, um die Soldaten mit einer höhnisch drohenden Miene vorbeireiten zu sehen, die verriet, dass sich die Bürger für den Augenblick ihrer üblichen Sanftmut um kriegerischerer Absichten willen begeben hatten. Von Zeit zu Zeit drang aus der Gegend der Markthallen verworrenes Getöse. Schüsse knatterten von der Rue Saint-Denis, und mitunter begann plötzlich, keiner wusste warum, eine von der Laune des Volkes in Bewegung gesetzte Glocke zu läuten.

D'Artagnan verfolgte seinen Weg mit der Gleichgültigkeit eines Mannes, dem dergleichen Lappalien keinen Eindruck machen. Als eine Gruppe die Straßenmitte einnahm, trieb er, ohne sie zu warnen, sein Pferd an, und als die Angehörigen dieser Gruppe, ob nun Aufrührer oder nicht, begriffen, mit was für einem Mann sie es zu tun hatten, traten sie beiseite und ließen die Patrouille passieren. Der Kardinal beneidete ihn um diese Ruhe, die er der Gewöhnung an Gefahr zu-

schrieb, nahm jedoch nichtsdestoweniger um des Offiziers willen, unter dessen Befehle er sich vorübergehend gestellt hatte, jene Rücksicht, welche die Klugheit dem sorglosen Mut zugesteht.

Als sie sich dem Posten am Tor des Sergents näherten, rief die Wache: »Wer da?« D'Artagnan antwortete, und nachdem er den Kardinal um das Passwort gebeten hatte, ritt er vor; die Parole lautete »Ludwig« und »Rocroy«.

Die Erkennungszeichen wurden gewechselt, und dann fragte d'Artagnan, ob nicht Monsieur de Comminges den Posten befehlige.

Daraufzeigte ihm die Wache einen Offizier, der neben einem Berittenen stand und sich mit ihm unterhielt, wobei er die Hand auf den Hals von dessen Pferd stützte. Es war der, nach dem d'Artagnan gefragt hatte.

»Da ist Monsieur de Comminges«, sagte d'Artagnan, als er zu dem Kardinal zurückkehrte.

Der Kardinal galoppierte auf die beiden zu, während sich d'Artagnan taktvoll entfernte; doch aus der Art und Weise, wie der Offizier zu Fuß und der Offizier zu Pferd ihre Hüte zogen, ersah er, dass sie Seine Eminenz erkannt hatten.

»Bravo, Guitaut«, sagte der Kardinal zu dem Berittenen, »ich sehe, dass du trotz deiner vierundsechzig Jahre noch immer derselbe bist, wachsam und ergeben. Worüber sprichst du mit dem jungen Mann?«

»Monseigneur«, erwiderte Guitaut, »ich habe ihm gesagt, dass wir in einer sonderbaren Zeit leben und dass der heutige Tag große Ähnlichkeit mit einem jener Tage der Liga hat, von denen ich in meiner Jugend so viel habe erzählen hören. Wissen Sie, dass es in der Rue Saint-Denis und der Rue Saint-Martin um nichts weniger ging, als Barrikaden zu bauen?«

»Und was hat dir Comminges geantwortet, mein lieber Guitaut?«

»Monseigneur«, sagte Comminges, »ich habe geantwortet, um eine Liga zu bilden, fehlt ihnen nur eins, das mir recht wesentlich erscheint, und das ist ein Herzog von Guise; außerdem macht man nicht zweimal dasselbe.«

»Nein, aber sie werden, wie sie sagen, eine Fronde* bilden«, erwiderte Guitaut »Was ist eine Fronde?«, fragte Mazarin.

»Das ist der Name, den sie ihrer Partei geben, Monseigneur.«

»Und woher kommt der Name?«

»Anscheinend hat vor ein paar Tagen der Ratsherr Baucleaumont im Palais geäußert, dass all diese Aufrührer Schüler glichen, die in den Gräben von Paris die Schleuder betätigten und auseinanderliefen, wenn sie den Stellvertreter des Oberrichters erblickten, und wieder zusammenkämen, sobald er vorbei sei. Sie haben das Wort sofort aufgegebelt, wie es die Geusen** in Brüssel machten, und nennen sich nun Mitglieder der Fronde. Heute wie gestern gehört alles der Fronde, die Brote, die Hüte, die Handschuhe, die Muffe, die Fächer und – da, hören Sie!«

In diesem Augenblick öffnete sich tatsächlich ein Fenster, und ein Mann stellte sich an das Fenster und begann zu singen:

Ein Fronde-Wind
hat heut sich erhoben,
gegen Mazarin beginnt
dieser stürmische Wind zu toben.
Ein Fronde-Wind
hat heut sich erhoben.

»Unverschämter Kerl!«, brummte Guitaut.

»Monseigneur«, sagte Comminges, den seine Verletzung übellaunig gemacht hatte und den es nur danach verlangte, Rache zu nehmen und Wunde um Beule zu vergelten, »wollen Sie, dass ich diesem Schlingel eine Kugel verpasse und ihn lehre, ein andermal nicht so falsch zu singen?« Und er legte die Hand an die Pistolenhalfter, die seines Oheims Pferd trug.

* (franz.) Schleuder

** Auch der Name der Geusen war ein Spottname der im 16. Jahrhundert gegen die spanische Herrschaft rebellierenden Niederländer und stammt von gueux – (franz.) Bettler.

»Nein, nein!«, rief Mazarin. »Diavolo! Lieber Freund, Sie werden alles verderben, die Dinge laufen im Gegenteil sehr gut! Ich kenne Ihre Franzosen, als hätte ich sie vom ersten bis zum letzten erschaffen: Singen sie, dann werden sie zahlen. Zur Zeit der Liga, von der Guitaut soeben gesprochen hat, wurde nur die Messe gesungen, daher ging alles ganz schlecht. Komm, Guitaut, wir wollen sehen, ob man beim Blindenhospital ebenso gut Wache hält wie beim Tor des Sergents.«

Und nachdem er Comminges mit der Hand begrüßt hatte, gesellte er sich wieder zu d'Artagnan, der sich an die Spitze des kleinen Trupps setzte, unmittelbar gefolgt von Guitaut und dem Kardinal, denen ihrerseits die Übrigen der Eskorte folgten.

»Das ist richtig«, murmelte Comminges, der ihnen nachsah, »ich vergaß, dass er weiter nichts braucht, als dass man zahlt.«

Sie bogen wieder in die Rue Saint-Honoré ein, wo sie ständig Gruppen verdrängten; in diesen Gruppen wurde nur von den Erlassen des Tages gesprochen; sie bedauerten den jungen König, der auf diese Weise, ohne es zu wissen, sein Volk zugrunde richte, und schoben alle Schuld auf Mazarin, sie sprachen davon, sich an den Herzog von Orléans und an den Prinzen wenden zu wollen, und rühmten Blancmesnil und Broussel.

D'Artagnan ritt mitten durch diese Gruppen so unbesorgt, als wären er und sein Pferd aus Eisen, Mazarin und Guitaut unterhielten sich leise, und die Musketiere, die endlich den Kardinal erkannt hatten, folgten schweigend.

Sie kamen in die Rue Saint-Thomas-du-Louvre, wo der Posten des Blindenhospitals aufgestellt war. Guitaut rief einen Unteroffizier, der herankam und Bericht erstattete.

»Ach, Herr Hauptmann«, sagte der Offizier, »hier geht alles gut, es sei denn, in dem Haus daist etwas im Gange.« Und er deutete mit der Hand auf ein prächtiges Gebäude, das an der Stelle gelegen war, wo sich später das Vaudevilletheater erheben sollte.

»In dem Haus?«, sagte Guitaut. »Aber das ist doch das Haus Rambouillet.«

»Davon ist mir nichts bekannt«, erwiderte der Offizier, »ich weiß nur, dass ich eine Menge Leute von verdächtigem Äußern habe hineingehen sehen.«

»Ach was!«, rief Guitaut und brach in Gelächter aus. »Das sind Dichter.«

»Aber, aber, Guitaut!«, sagte Mazarin. »Vielleicht hast du die Güte, nicht so unehrerbietig von diesen Herren zu sprechen! Du weißt wohl nicht, dass ich in meiner Jugend ebenfalls ein Dichter gewesen bin und Verse nach der Art von Monsieur de Beuserade gemacht habe?«

»Sie, Monseigneur?«

»Jawohl, ich. Soll ich dir ein paar aufsagen?«

»Das ist mir gleich, Monseigneur! Italienisch verstehe ich nicht.«

»Aber Französisch verstehst du, nicht wahr, mein guter, braver Guitaut?«, erwiderte Mazarin und legte ihm freundschaftlich die Hand auf die Schulter. »Und du wirst jeden Befehl ausführen, den man dir in dieser Sprache gibt?«

»Ganz gewiss, Monseigneur, wie ich es bereits getan habe, vorausgesetzt, er kommt von der Königin.«

»Oh, natürlich!«, sagte Mazarin und biss sich auf die Lippen. »Ich weiß, dass du ihr völlig ergeben bist.«

»Ich bin seit mehr als zwanzig Jahren Hauptmann ihrer Garde.«

»Vorwärts, Monsieur d'Artagnan«, sagte der Kardinal, »hier geht alles gut.«

D'Artagnan setzte sich wieder, ohne ein Wort zu äußern und mit jenem passiven Gehorsam, der ein Merkmal des alten Soldaten ist, an die Spitze der Kolonne.

Er schlug den Weg zum Saint-Roch, wo sich der dritte Posten befand, durch die Rue Richelieu und die Rue Villedo ein. Es war der abgelegenste Posten, denn er stieß an die Festungswälle, und die Stadt war in dieser Gegend wenig bevölkert.

»Wer befiehlt diesen Posten?«, fragte der Kardinal.

»Villequier«, antwortete Guitaut.

»Teufel!«, entfuhr es Mazarin. »Sprich allein mit ihm, du weißt, wir stehen aufgespanntem Fuß, denn seit du den Auf-

trag erhieltst, den Herzog von Beaufort zu arretieren, behauptet er, diese Ehre hätte ihm als Hauptmann der Königsgarde gebührt.«

»Das weiß ich, und ich habe ihm hundertmal gesagt, dass er unrecht hat, der König konnte ihm diesen Befehl nicht geben, da der König zu der Zeit knapp vier Jahre alt war.«

»Ja, aber ich konnte ihn erteilen, Guitaut, und du warst mir lieber.«

Guitaut trieb, ohne zu antworten, sein Pferd an und ließ, nachdem er sich der Wache zu erkennen gegeben hatte, Monsieur de Villequier rufen.

Er kam heraus. »Ah, Sie, Guitaut!«, sagte er in dem übel-launigen Ton, den er gewöhnlich an sich hatte. »Was, zum Teufel, wollen Sie hier?«

»Sie fragen, ob es hier etwas Neues gibt.«

»Was soll es schon geben? Sie schreien: ›Es lebe der König!‹ und ›Fort mit Mazarin!‹, und das ist ja nichts Neues, an das Geschrei sind wir schon seit geraumer Zeit gewöhnt.«

»Und Sie stimmen in den Chor ein?«, entgegnete Guitaut lachend.

»Meiner Treu, manchmal habe ich große Lust! Ich finde, die Leute haben recht, Guitaut, ich gäbe gern fünf Jahre meines Solds, den man mir nicht zahlt, wäre der König nur fünf Jahre älter.«

»Was Sie nicht sagen! Und was geschähe, wäre der König fünf Jahre älter?«

»In dem Augenblick, da der König mündig wäre, würde er seine Befehle selbst erteilen, und es ist erfreulicher, dem Enkel Heinrichs IV. als dem Sohn Pietro Mazarinis zu gehorchen. Tod und Teufel! Für den König würde ich mich mit Freuden umbringen lassen, aber müsste ich für den Mazarin ins Gras beißen, wie es Ihrem Neffen heute beinahe passiert wäre, dann gäbe es kein noch so schön gelegenes Paradies, mich darüber hinwegzuträsten.«

»Schon gut, Monsieur de Villequier«, sagte Mazarin. »Seien Sie unbesorgt, ich werde dem König über Ihre Ergebenheit berichten.« Dann, zu der Eskorte gewandt: »Vorwärts, meine Herren, alles geht gut, kehren wir zurück.«

»Sieh an«, sagte Villequier, »der Mazarin ist da! Umso besser, ich hatte schon seit langem Lust, ihm ins Gesicht zu sagen, was ich von ihm halte; Sie haben mir die Gelegenheit verschafft, Guitaut, und dafür danke ich Ihnen, wenn es vielleicht auch nicht in der besten Absicht geschah.«

Darauf machte er auf dem Absatz kehrt und ging, ein Fronde-Lied pfeifend, wieder in das Wachgebäude.

Mazarin ritt sehr nachdenklich zurück; was er nacheinander von Comminges, Guitaut und Villequier gehört hatte, bestätigte seine Ansicht, dass er, sollte es zu gefährlichen Vorfällen kommen, niemanden für sich haben würde als die Königin, und die Königin hatte ihre Freunde so oft im Stich gelassen, dass ihr Beistand dem Minister ungeachtet seiner Vorsichtsmaßregeln mitunter sehr zweifelhaft und unsicher erschien.

Die ganze Zeit während dieses nächtlichen Streifzugs, also fast eine Stunde lang, hatte der Kardinal, obwohl er der Reihe nach Comminges, Guitaut und Villequier aufmerksam beobachtete, einen Mann studiert. Dieser Mann, der gegen die bedrohliche Haltung des Volkes gleichgültig geblieben war und der zu dem Spott Mazarins ebenso wenig eine Miene verzogen hatte wie zu den spöttischen Reden, deren Zielscheibe der Kardinal war, mutete ihn als ein eigenartiger Mensch an, gestählt für Umstände solcher Art, in denen sie sich befanden, und vor allem jener, in denen sie sich befinden würden.

Übrigens war ihm der Name d'Artagnans nicht völlig unbekannt, und obgleich er, Mazarin, erst gegen 1634 oder 1635 nach Frankreich gekommen war, das heißt sieben oder acht Jahre nach den in einer vorangegangenen Geschichte wiedergegebenen Ereignissen, schien dem Kardinal, als habe er diesen Namen als den eines Mannes nennen hören, der sich bei einer Gelegenheit, die ihm nicht mehr gegenwärtig war, als ein Vorbild an Mut, Geschicklichkeit und Ergebenheit ausgezeichnet hatte.

Diese Vorstellung hatte sich so sehr seines Geistes bemächtigt, dass er beschloss, sich ohne Säumen Klarheit darüber zu verschaffen, aber die erwünschten Auskünfte über d'Artagnan durfte er nicht bei d'Artagnan selbst einholen. Aus einigen Worten des Muskettierleutnants hatte der Kardinal erkannt, dass

er aus der Gascogne stammte, und Italiener und Gascogner kennen sich zu gut und gleichen sich zu sehr, um sich nicht in dem, was sie von sich selbst behaupten können, aufeinander zu berufen. Als sie daher zu der Mauer kamen, die den Garten des Palais-Royal einschloss, pochte der Kardinal an eine kleine, fast genau dort gelegene Tür, wo sich heutigentags das Café de Foy erhebt, und nachdem er d'Artagnan gedankt und ihn aufgefordert hatte, im Hof des Palais-Royal auf ihn zu warten, gab er Guitaut ein Zeichen, ihm zu folgen. Beide saßen ab, übergaben die Zügel ihrer Reitpferde dem Lakaien, der die Tür geöffnet hatte, und verschwanden im Garten.

»Mein lieber Guitaut«, begann der Kardinal, auf den Arm des alten Gardehauptmanns gestützt, »du hast mir vorhin erzählt, dass du seit bald zwanzig Jahren im Dienst der Königin stehst?«

»Ja, das stimmt«, erwiderte Guitaut.

»Nun, mein lieber Guitaut«, fuhr der Kardinal fort, »ich habe bemerkt, dass du, abgesehen von deinem unbestreitbaren Mut und deiner bewährten Treue, ein bewundernswertes Gedächtnis besitzt.«

»Haben Sie das bemerkt, Monseigneur?«, sagte der Gardehauptmann. »Teufel noch mal! Umso schlimmer für mich.«

»Warum?«

»Zweifellos gehört es zu den unerlässlichsten Eigenschaften des Höflings, dass er vergessen kann.«

»Aber du bist kein Höfling, Guitaut, du bist ein tapferer Soldat, einer von diesen Hauptleuten aus der Zeit König Heinrichs IV., von denen es noch einige gibt, aber leider bald keine mehr geben wird.«

»Potztausend, Monseigneur! Haben Sie mich mitgenommen, um mir mein Horoskop zu stellen?«

»Nein«, antwortete Mazarin lachend, »ich habe dich mitgenommen, um dich zu fragen, ob dir unser Musketierleutnant aufgefallen ist.«

»Monsieur d'Artagnan?«

»Ja.«

»Er brauchte mir nicht aufzufallen, Monseigneur, ich kenne ihn seit langem.«

»Und was für ein Mensch ist er?«

»Was schon«, sagte Guitaut, erstaunt über die Frage, »ein Gascogner ist er!«

»Ja, das weiß ich, aber ich wollte von dir erfahren, ob er ein Mann ist, zu dem man Vertrauen haben kann.«

»Monsieur de Tréville schätzt ihn sehr, und Monsieur de Tréville gehört, wie Sie wissen, zu den besten Freunden der Königin.«

»Ich wollte wissen, ob er ein Mann ist, der sich bewährt hat.«

»Wenn Sie damit meinen, als tapferer Soldat, dann kann ich das wohl mit Ja beantworten. Bei der Belagerung von La Rochelle, beim Pass von Suze und bei Perpignan soll er mehr als seine Pflicht getan haben.«

»Aber du weißt doch, Guitaut, wir armen Minister brauchen häufig noch andere Männer als tapfre. Wir brauchen geschickte Leute. War Monsieur d'Artagnan nicht zur Zeit des Kardinals in eine Intrige verwickelt, aus der er sich, wie das allgemeine Gerücht besagte, sehr geschickt herausgezogen hat?«

»Was das betrifft, Monseigneur«, sagte Guitaut, der deutlich merkte, dass der Kardinal ihn zum Reden bringen wollte, »bin ich genötigt, Eurer Eminenz zu erklären, dass ich von diesem allgemeinen Gerücht nicht mehr weiß, als Sie selbst darüber vernommen haben. Ich habe mich nie mit Intrigen befasst, und wenn ich mitunter über Intrigen anderer ins Vertrauen gezogen wurde, so gehört das Geheimnis nicht mir, und Monseigneur werden es gutheißen, wenn ich es denen hüte, die es mir anvertrauten.«

Mazarin schüttelte den Kopf. »Ach«, sagte er, »es gibt, auf Ehrenwort, sehr glückliche Minister, die alles erfahren, was sie erfahren wollen.«

»Monseigneur«, erwiderte Guitaut, »das liegt daran, weil jene nicht alle Menschen auf dieselbe Waage legen und weil sie wissen, dass sie sich an Kriegsleute zu wenden haben, wenn es sich um Krieg, und an Intriganten, wenn es sich um eine Intrige handelt. Wenden Sie sich an einen Intriganten aus der Zeit, von der Sie sprechen, und Sie werden aus ihm herausholen, was Sie wünschen, wohlgermerkt gegen Bezahlung.«

»Wahrhaftig!«, entgegnete Mazarin und zog dabei eine Grimasse wie stets, wenn ihm gegenüber die Frage von Geld in dem Sinne berührt wurde, wie es Guitaut getan hatte. »Nun, man wird zahlen ... wenn es keine andere Möglichkeit gibt.«

»Ist das ernst gemeint, dass Monseigneur von mir verlangen, ihm einen Mann zu bezeichnen, der in all die Kabalen jener Zeit verwickelt war?«

»Per Bacco!«, erwiderte Mazarin, der ungeduldig zu werden begann. »Seit einer Stunde verlange ich von dir nichts anderes, du Starrkopf.«

»Es gibt einen, für den ich Ihnen in der Hinsicht einstehe, sofern er überhaupt sprechen will.«

»Das ist meine Sache.«

»Ach, Monseigneur, es ist nicht immer leicht, sich von den Leuten erzählen zu lassen, was sie nicht erzählen wollen.«

»Pah! Mit Geduld erreicht man es. Nun ja, und dieser Mann ist ...«

»Der Graf von Rochefort.«

»Der Graf von Rochefort?«

»Unglücklicherweise ist er seit bald vier oder fünf Jahren verschwunden, und ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.«

»Ich weiß es, Guitaut«, sagte Mazarin.

»Wieso haben sich Eure Eminenz dann eben beklagt, nichts zu wissen?«

»Und du glaubst«, sagte Mazarin, »dass Rochefort ...«

»Er hatte sich dem Kardinal mit Leib und Seele verkauft, Monseigneur, aber ich sage Ihnen im Voraus, es wird Sie eine Menge kosten, der Kardinal war sehr freigebig gegen seine Kreaturen.«

»Ganz recht, Guitaut«, sagte Mazarin, »er war ein großer Mann, aber diesen Fehler besaß er. Danke, Guitaut, ich werde mir deinen Rat zu Herzen nehmen, und noch heute Abend.«

Und da die beiden Gesprächspartner in diesem Augenblick auf dem Hof des Palais-Royal angelangt waren, begrüßte der Kardinal Guitaut mit einer Handbewegung, und als er einen Offizier auf und nieder gehen sah, näherte er sich ihm.

»Kommen Sie, Monsieur d'Artagnan«, sagte Mazarin in seinem lieblichsten Flötenton, »ich habe Ihnen einen Befehl zu erteilen.«

D'Artagnan verneigte sich, folgte dem Kardinal über die Geheimentreppe und befand sich einen Augenblick später wieder in dem Arbeitszimmer, von dem er ausgegangen war. Der Kardinal setzte sich an seinen Schreibtisch und nahm ein Blatt Papier, auf das er einige Zeilen schrieb.

D'Artagnan, aufrecht stehend und ungerührt, wartete ohne Ungeduld und ohne Neugier, er war ein militärischer Automat geworden, der nach dem Antrieb anderer handelte oder vielmehr gehorchte.

Der Kardinal faltete den Brief und drückte ihm sein Siegel auf.

»Monsieur d'Artagnan«, sagte er, »bringen Sie diese Depeche zur Bastille und führen Sie die Person her, von der darin die Rede ist. Nehmen Sie eine Kutsche und ein Geleit, und bewachen Sie den Gefangenen sorgfältig.«

D'Artagnan nahm den Brief entgegen, legte die Hand an seinen Filzhut, drehte sich auf den Absätzen um wie der gewandteste Exerziersergeant, ging hinaus, und einen Augenblick später hörte man ihn mit seiner eintönigen Stimme kurz befehlen: »Vier Mann Geleit, eine Kutsche, mein Pferd.«

Fünf Minuten danach war das Räderrollen des Wagens zu vernehmen, und die Hufeisen der Pferde hallten auf dem Pflaster des Hofes.

Zwei alte Feinde

D'Artagnan langte bei der Bastille an, als es halb neun schlug. Er ließ sich bei dem Vorsteher melden, der ihm bis auf die Freitreppe entgegenkam, als er erfuhr, dass er von dem Minister und mit einem Befehl von ihm käme.

Der Vorsteher der Bastille war damals Monsieur du Tremblay, der Bruder des berühmten Kapuzinermönchs Joseph, jenes schrecklichen Richelieu-Günstlings, den man die graue

Eminenz nannte. Monsieur du Tremblay empfing d'Artagnan mit der größten Höflichkeit, und da er sich just zu Tisch setzen wollte, lud er d'Artagnan ein, mit ihm zu speisen.

»Ich würde es mit dem größten Vergnügen«, antwortete d'Artagnan, »aber wenn ich nicht irre, steht auf dem Umschlag des Briefes: ›*Sehr eilig!*‹«

»Das ist richtig«, sagte Monsieur du Tremblay. »Heda, Major! Lassen Sie Nummer 256 herunterholen.«

Wenn man in die Bastille kam, hörte man auf, ein Mensch zu sein, und wurde eine Nummer.

D'Artagnan fröstelte es beim Geräusch der Schlüssel, daher blieb er aufgesessen und betrachtete die Gitter, die verstärkten Fenster und die ungeheuren Mauern, die er stets nur von der anderen Seite der Gräben gesehen hatte und die ihm vor etwa zwanzig Jahren so große Furcht eingejagt hatten.

Eine Glocke schlug an.

»Ich verlasse Sie«, sagte Monsieur du Tremblay, »man ruft mich, damit ich den Ausgangsschein des Gefangenen unterschreibe. Auf Wiedersehen, Monsieur d'Artagnan.«

»Der Teufel hol mich, wenn ich deinen Wunsch erwidere!«, murmelte d'Artagnan, während er seinen Fluch mit dem freundlichsten Lächeln begleitete. »Ich brauche nur noch fünf Minuten auf dem Hof zu bleiben und bin krank. Vorwärts, vorwärts, lieber im Elend sterben, was mir wahrscheinlich passieren wird, als Vorsteher der Bastille sein und zehntausend Livres Rente zusammenscharren.«

Kaum hatte er diesen Monolog beendet, als der Gefangene erschien. Als d'Artagnan ihn erblickte, entfuhr ihm eine Bewegung des Erstaunens, die er sogleich unterdrückte. Der Gefangene stieg in die Kutsche, anscheinend ohne d'Artagnan erkannt zu haben.

»Meine Herren«, sagte d'Artagnan zu den vier Musketieren, »man hat mich zur schärfsten Aufsicht über den Gefangenen ermahnt. Da die Kutschenschläge keine Schlösser haben, werde ich zu ihm einsteigen. Monsieur de Lillebonne, tun Sie mir den Gefallen, mein Pferd am Zügel zu führen.«

»Gern, Herr Leutnant«, erwiderte der Angeredete. D'Artagnan saß ab, übergab dem Musketier den Zügel seines Pfer-

des, stieg in die Kutsche, nahm neben dem Gefangenen Platz und sagte mit einer Stimme, der unmöglich die geringste Gemütsbewegung anzumerken war: »Zum Palais-Royal, im Trab.«

Sobald der Wagen abfuhr, benutzte d'Artagnan die Dunkelheit, die unter dem Gewölbe herrschte, das sie passierten, und fiel dem Gefangenen um den Hals.

»Rochefort!«, rief er. »Du! Du bist es wirklich! Ich täusche mich nicht!«

»D'Artagnan!«, rief nun auch Rochefort erstaunt aus.

»Ach, mein armer Freund!«, fuhr d'Artagnan fort. »Da ich dich seit vier oder fünf Jahren nicht wiedergesehen hatte, glaubte ich dich tot.«

»Meiner Treu«, sagte Rochefort, »ich glaube, es gibt keinen großen Unterschied zwischen einem Toten und einem Begrabenen, und ich bin so gut wie begraben.«

»Und welchen Verbrechens wegen bist du in der Bastille?«

»Soll ich dir die Wahrheit sagen?«

»Ja.«

»Nun, ich weiß es nicht.«

»Misstrauen gegen mich, Rochefort?«

»Nein, auf Ehre! Denn es kann unmöglich deswegen sein, was man mir zur Last legt.«

»Und was ist das?«

»Nächtlicher Raub.«

»Du ein Räuber? Das ist doch nicht dein Ernst, Rochefort.«

»Also, geschehen ist Folgendes: Eines Abends nach einem Gelage bei Reinard in den Tuileries, an dem der Herzog von Harcourt, Fontrailles, de Rieux und andere teilgenommen hatten, schlug der Herzog von Harcourt vor, auf dem Pont-Neuf Mäntel zu erbeuten, du weißt, das ist eine Belustigung, die der Herzog von Orléans sehr in Mode gebracht hatte.«

»Warst du verrückt, Rochefort, du in deinem Alter?«

»Nein, ich war betrunken, und dennoch, da mir der Zeitvertreib mittelmäßig erschien, schlug ich dem Ritter de Rieux vor, lieber Zuschauer als Teilnehmer zu sein und, um das Schauspiel aus den ersten Ranglogen zu betrachten, auf das Bronzepferd zu steigen. Gesagt, getan. Dank der Sporen, die

uns als Steigbügel dienten, saßen wir im Handumdrehen auf der Kruppe; wir befanden uns wunderbar und sahen prächtig. Schon waren vier oder fünf Mäntel, mit einer Geschicklichkeit ohnegleichen und ohne dass die Beraubten ein Wort zu sagen wagten, erbeutet, als sich irgendein weniger langmütiger Dummkopf als die anderen einfallen ließ, zu schreien: »Aufgepasst!«, und uns eine Gendarmenpatrouille auf den Hals zog. Der Herzog von Harcourt, Fontrailles und die anderen flüchteten, de Rieux wollte ein Gleiches tun. Ich hielt ihn zurück und sagte ihm, man werde uns auf unserem Platz nicht ausfindig machen. Er hörte mich nicht an, setzte den Fuß auf den Sporn, der Sporn zerbrach, er fiel, brach sich ein Bein, und statt den Mund zu halten, begann er wie ein Gehenkter zu schreien. Ich wollte nun auch hinunterspringen, aber es war zu spät: ich sprang den Gendarmen in die Arme, die mich ins Châtelet abführten, wo ich in Sicherheit gewiegt und völlig überzeugt einschlief, am nächsten Tag rauszukommen. Der nächste Tag verging, der übernächste, acht Tage vergingen; ich schrieb an den Kardinal. Am selben Tag holte man mich und brachte mich in die Bastille. Seit fünf Jahren bin ich dort. Und glaubst du, deswegen, weil ich die Freveltat begangen habe, hinter Heinrich IV. aufzusitzen?«

»Nein, du hast recht, mein lieber Rochefort, es kann nicht deswegen sein, aber wahrscheinlich wirst du erfahren, warum.«

»Ach ja, ich habe ganz vergessen, dich zu fragen, wohin du mich bringst!«

»Zum Kardinal.«

»Was will er von mir?«

»Ich weiß nicht, ich wusste nicht einmal, dass du es warst, den ich holen sollte.«

»Unmöglich. Du ein Günstling!«

»Ich ein Günstling?«, rief d'Artagnan aus. »Ach, mein armer Graf! Ich bin ein entschiedener Gascogner, als du mich vor zweiundzwanzig Jahren bei Meung erlebt hast. Leider!«

»Dennoch bist du mit einem Befehl gekommen?«

»Weil ich mich zufällig im Vorzimmer befand und weil sich der Kardinal an mich gewandt hat, wie er sich an jeden

anderen gewandt hätte; aber ich bin immer noch Leutnant bei den Musketieren, und das bin ich, wenn ich richtig rechne, seit fast einundzwanzig Jahren.«

»Kurzum, dir ist kein Unglück widerfahren, und das ist viel.«

»Und welches Unglück sollte mir wohl widerfahren? Wie irgendein lateinischer Vers sagt, den ich vergessen oder vielmehr niemals richtig gewusst habe: Der Blitz schlägt nicht in die Täler ein, und ich bin ein Tal, mein lieber Rochefort, und eins der tiefsten.«

»Dann ist der Mazarin immer noch Mazarin?«

»Mehr denn je, mein Lieber, es heißt, er sei mit der Königin verheiratet.«

»Verheiratet?«

»Ist er nicht ihr Gatte, dann aber ganz gewiss ihr Geliebter.«

»Einem Buckingham widerstehen und einem Mazarin nachgeben!«

»So sind die Frauen!«, erwiderte d'Artagnan philosophisch.

»Die Frauen, gut, aber die Königinnen!«

»Ach du lieber Gott! In der Hinsicht sind die Königinnen zweifach Frauen.«

»Und ist Monsieur de Beaufort immer noch im Gefängnis?«

»Immer noch, warum?«

»Ach, nur, da er mir wohlgesonnen ist, hätte er mich aus der Affäre ziehen können.«

»Du wirst wahrscheinlich eher frei sein als er, also wirst du ihn herausziehen.«

»Und der Krieg ...«

»Den wird es geben.«

»Gegen Spanien?«

»Nein, gegen Paris.«

»Was soll das heißen?«

»Hörst du die Flintenschüsse?«

»Ja. Und?«

»Es sind die Bürger, die abwarten und sich einstweilen die Zeit vertreiben.«

»Meinst du, man könnte mit den Bürgern etwas anfangen?«

»Aber ja, sie berechtigen zu Hoffnungen, und wenn sie einen Anführer hätten, der all die Gruppen zusammenzöge ...«

»Es ist ein Jammer, dass ich nicht frei bin.«

»Ach Gott, gib nicht die Hoffnung auf. Wenn Mazarin dich holen lässt, geschieht es deshalb, weil er dich braucht, und wenn er dich braucht, nun, dann beglückwünsche ich dich dazu. Seit vielen Jahren hat mich keiner mehr gebraucht, du siehst, wie ich dran bin.«

»Beschwere dich doch, ich rate es dir!«

»Hör zu, Rochefort. Ein Abkommen ...«

»Welcherart?«

»Du weißt, dass wir gute Freunde sind.«

»Wahrhaftig! Ich trage noch die Narben deiner Freundschaft, von drei Degenstößen ...«

»Also, wenn du wieder in Gunst gelangst, vergiss mich nicht.«

»Ehrenwort von Rochefort, aber das beruht auf Gegenseitigkeit.«

»Abgemacht, hier meine Hand.«

»Also bei der ersten Gelegenheit, die du findest, von mir zu sprechen ...«

»Spreche ich, und du?«

»Desgleichen.«

»Übrigens, soll ich auch von deinen Freunden sprechen?«

»Welchen Freunden?«

»Athos, Porthos und Aramis, hast du sie denn vergessen?«

»Beinahe.«

»Was ist aus ihnen geworden?«

»Ich weiß nicht.«

»Was du nicht sagst!«

»Ach, mein Gott, ja – wir haben uns getrennt, wie du weißt. Sie leben, das ist alles, was ich dir sagen kann. Von Zeit zu Zeit erfahre ich auf Umwegen etwas von ihnen. Aber an welchem Ort der Welt sie sich aufhalten – hol mich der Teufel, wenn ich darüber etwas weiß. Nein, Ehrenwort! Ich habe nur noch dich zum Freund, Rochefort.«

»Und der berühmte ... wie hast du doch gleich diesen Burschen genannt, den ich zum Sergeanten im piemontesischen Regiment machte?«

»Planchet?«

»Ja, den meine ich. Was ist aus dem berühmten Planchet geworden?«

»Er hat in einen Konditorladen in der Rue des Lombards eingeheiratet, der Junge hatte schon immer viel für Süßigkeiten übrig; also ist er Bürger von Paris und macht in diesem Augenblick aller Wahrscheinlichkeit nach Aufruhr. Du wirst sehen, dass dieser Schlingel Schöffe wird, ehe ich Hauptmann bin.«

»Vorwärts, mein lieber d'Artagnan, ein wenig Mut! Gerade wenn man ganz tief unten ist, dreht sich das Rad und hebt einen hoch. Von heute Abend an wird sich dein Los vielleicht ändern.«

»Amen!«, sagte d'Artagnan und ließ die Kutsche halten.

»Was tust du?« fragte Rochefort.

»Wir sind angelangt, und ich will nicht, dass man mich aus deinem Wagen steigen sieht; wir kennen uns nicht.«

»Du hast recht. Adieu.«

»Auf Wiedersehen. Denk an dein Versprechen.«

Und d'Artagnan stieg wieder aufsein Pferd und setzte sich an die Spitze der Eskorte.

Fünf Minuten später kamen sie in den Hof des Palais-Royal. D'Artagnan führte den Gefangenen über die große Treppe durch das Vorzimmer und den Gang. An der Tür zum Arbeitszimmer Mazarins ließ er sich bei dem Minister anmelden.

»Lass Monsieur de Rochefort eintreten«, sagte Mazarin in ungeduldigem Ton, sobald er die beiden Namen vernommen hatte, »und bitte Monsieur d'Artagnan zu warten, ich bin noch nicht mit ihm fertig.«

Diese Worte machten d'Artagnan mehr als froh. Es war, wie er gesagt hatte, lange her, dass ihn jemand gebraucht hatte, und Mazarins Beharrlichkeit in Bezug auf ihn erschien ihm als ein glückliches Vorzeichen.

Auf Rochefort dagegen übte sie keine andere Wirkung aus, als ihn sehr auf der Hut sein zu lassen. Er trat in das Ar-

beitszimmer und sah Mazarin in seiner gewöhnlichen Tracht am Tisch sitzen, das heißt als Monsignore; diese Kleidung glich fast dem Ordenskleid der Äbte jener Zeit, abgesehen davon, dass er die violetten Strümpfe und den violetten Mantel trug.

Die Türen schlossen sich. Rochefort betrachtete Mazarin aus dem Augenwinkel und fing einen Blick des Ministers auf, der den seinen kreuzte.

Der Minister war noch immer derselbe, sorgfältig gekämmt, gekräuselt und parfümiert, und wirkte dank seiner Gefallsucht nicht einmal so alt, wie er war. Bei Rochefort dagegen war das eine andere Sache, die im Gefängnis verbrachten fünf Jahre hatten den ehrenwerten Freund Monsieur de Richelieu stark altern lassen, sein schwarzes Haar war völlig weiß geworden, und die Bronzetöne seines Teints hatten einer ungemilderten Blässe Platz gemacht, die von Entkräftung herzurühren schien. Als Mazarin dessen gewahr wurde, schüttelte er unmerklich den Kopf mit einer Miene, als wolle er sagen: Der Mann scheint mir nicht mehr für viel zu taugen.

Nach einem Schweigen, das ohnehin ziemlich lange währte, Rochefort jedoch wie ein Jahrhundert vorkam, zog Mazarin aus einem Stapel von Schriftstücken einen geöffneten Brief hervor und zeigte ihn dem Edelmann.

»Ich habe da einen Brief gefunden, in dem Sie Ihre Freiheit zurückfordern, Monsieur de Rochefort. Sie befinden sich also im Gefängnis?«

Rochefort schauderte es bei dieser Frage.

»Mir scheint«, sagte er, »das wissen Eure Eminenz besser als sonst jemand.«

»Ich? Durchaus nicht! In der Bastille befinden sich noch eine Menge Leute, die aus der Zeit Monsieur de Richelieu dort sind und deren Namen ich nicht einmal weiß.«

»Oh, aber bei mir ist das etwas anderes, Monseigneur! Und meinen wussten Sie, da ich ja auf Befehl Eurer Eminenz vom Châtelet in die Bastille geschafft wurde.«

»Meinen Sie?«

»Ich bin überzeugt davon.«

»Ja, ich glaube mich in der Tat zu erinnern. Hatten Sie sich nicht zu der Zeit geweigert, für die Königin eine Reise nach Brüssel zu unternehmen?«

»Ah! Sieh an!«, sagte Rochefort. »Das ist also der wahre Grund? Seit fünf Jahren suche ich ihn. Ich Einfaltspinsel habe ihn nicht gefunden!«

»Aber ich behaupte nicht, das sei der Grund für Ihre Verhaftung; damit wir uns verstehen, ich stelle Ihnen diese Frage, weiter nichts. Haben Sie sich nicht geweigert, sich im Dienst der Königin nach Brüssel zu begeben, während Sie eingewilligt hatten, es im Dienst des verstorbenen Kardinals zu tun?«

»Eben weil ich dort im Dienst des verstorbenen Kardinals gewesen war, konnte ich nicht im Dienst der Königin dorthin zurückkehren. Ich befand mich in Brüssel in einer außerordentlichen Lage. Es handelte sich damals um die Verschwörung Chalais'. Ich war dort, um die Korrespondenz Chalais' mit dem Erzherzog abzufangen, und schon zu der Zeit hätte man mich, da ich erkannt wurde, fast in Stücke zerrissen. Wie konnte ich dorthin zurückkehren? Ich hätte die Königin ins Verderben gestürzt, statt ihr zu dienen.«

»Nun ja, so werden die besten Absichten übel ausgelegt, mein lieber Monsieur de Rochefort. Die Königin hat in Ihrer Weigerung nur eine bloße und einfache Weigerung gesehen, Ihre Majestät die Königin hat unter dem verstorbenen Kardinal viel Anlass gehabt, sich über Sie zu beklagen!« Rochefort lächelte mit Verachtung.

»Gerade weil ich dem Kardinal de Richelieu gegen die Königin gut gedient habe, müssten Sie begreifen, Monseigneur, dass ich nun, da er tot ist, Ihnen gegen alle Welt gut dienen würde.«

»Ich, Monsieur de Rochefort«, sagte Mazarin, »ich bin nicht wie Monsieur de Richelieu, der nach der Allmacht trachtete, ich bin ein simpler Minister, der keine Diener braucht, da er Diener der Königin ist. Nun, Ihre Majestät ist sehr empfindlich, sie hatte von Ihrer Weigerung erfahren, hatte sie als eine Kriegserklärung aufgefaßt, und da sie wusste, ein wie bedeutender und daher gefährlicher Mann Sie sind, mein lieber Monsieur de Rochefort, hatte sie mir be-

fohlen, mich Ihrer zu bemächtigen. Und deshalb befinden Sie sich in der Bastille.«

»Mir scheint, Monseigneur«, sagte Rochefort, »wenn ich mich eines Irrtums wegen in der Bastille befinde ...«

»Ja, ja«, erwiderte Mazarin, »das lässt sich gewiss alles arrangieren, Sie sind der Mann, gewisse Angelegenheiten zu verstehen und sie eifrig zu betreiben, sobald Sie diese Angelegenheiten erfasst haben.«

»Das war die Ansicht des Kardinals de Richelieu, und meine Bewunderung für diesen großen Mann wächst noch, da Sie mir wohl andeuten wollen, es sei auch die Ihre.«

»Das ist wahr«, entgegnete Mazarin, »der Kardinal besaß viel politische Klugheit, darin bestand seine große Überlegenheit mir gegenüber, der ich nur ein ganz schlichter Mensch ohne Falsch bin; was mir schadet, ist meine ganz und gar französische Freimütigkeit.«

Rochefort biss sich auf die Lippen, um nicht zu lächeln.

»Ich komme also zur Hauptsache. Ich brauche gute Freunde, treue Diener – wenn ich sage, ich brauche, so meine ich damit, die Königin braucht sie. Ich handle nur nach den Befehlen der Königin, verstehen Sie? Das ist nicht wie bei dem Kardinal de Richelieu, der bei allem, was er tat, seiner Laune folgte. Daher werde ich nie ein großer Mann wie er werden, dafür bin ich aber ein gutmütiger Mensch, Monsieur de Rochefort, und ich hoffe, das werde ich Ihnen beweisen.«

Rochefort kannte diese seidenweiche Stimme, in die sich von Zeit zu Zeit ein Zischen wie von einer Giftschlange schlich.

»Ich bin durchaus bereit, Ihnen zu glauben, Monseigneur«, sagte er, »obgleich ich für mein Teil wenige Beweise dieser Gutmütigkeit erhalten habe, von der Eure Eminenz sprechen. Vergessen Sie nicht, Monseigneur«, sprach Rochefort weiter, als er die Bewegung sah, die der Minister zu unterdrücken versuchte, »vergessen Sie nicht, dass ich seit fünf Jahren in der Bastille bin und dass nichts so sehr die Begriffe verfälscht, als wenn man die Dinge durch die Gitter eines Gefängnisses sieht.«

»Ach, Monsieur de Rochefort, ich habe Ihnen bereits gesagt, dass ich an Ihrer Gefängnishaft nicht beteiligt bin. Die Königin ... Zorn der Frau und Fürstin, das ist nun einmal nicht anders. Aber es vergeht, wie es kommt, und hinterher denkt man nicht mehr daran ...«

»Ich verstehe, Monseigneur, dass sie nicht mehr daran denkt, sie, die fünf Jahre inmitten von Festen und Höflingen verbracht hat, ich dagegen, der sie in der Bastille verbracht hat ...«

»O Gott, mein lieber Monsieur de Rochefort, glauben Sie denn, das Palais-Royal sei ein sehr fröhlicher Aufenthaltsort? Durchaus nicht, sage ich Ihnen. Wir haben hier – unter uns gesagt – unsere beträchtlichen Verdrießlichkeiten gehabt, davon können Sie überzeugt sein. Aber sprechen wir nicht mehr von alldem. Ich lege wie stets meine Karten auf den Tisch. Im Ernst, gehören Sie zu uns, Monsieur de Rochefort?«

»Sie müssen verstehen, Monseigneur, dass ich mir nichts Besseres wünsche, aber ich bin mit nichts mehr auf dem Laufenden. In der Bastille spricht man nur mit den Soldaten und den Kerkermeistern über Politik, und Sie haben keine Ahnung, Monseigneur, wie wenig diese Leute über die Dinge, die geschehen, auf dem Laufenden sind. Ich halte mich immer an Monsieur de Bassompierre ... Gehört er noch zu den siebzehn hohen Herren?«

»Er ist tot, Monsieur, und das ist ein großer Verlust. Er war ein der Königin ergebener Mann, und die ergebenen Männer sind selten.«

»Wahrhaftig! Das will ich glauben«, sagte Rochefort. »Und wenn Sie welche haben, dann wissen Sie nichts Besseres mit ihnen anzufangen, als sie in die Bastille zu schicken.«

»Aber wer beweist andererseits die Ergebenheit?«, entgegnete Mazarin.

»Die Tat«, sagte Rochefort.

»O ja, die Tat!«, erwiderte der Minister nachdenklich. »Aber wo findet man die Männer der Tat?«

Rochefort schüttelte den Kopf. »An denen fehlt es nie, Monseigneur, nur suchen Sie schlecht.«

»Ich suche schlecht? Was wollen Sie damit sagen, mein lieber Monsieur de Rochefort? Belehren Sie mich. Sie müssen durch den vertraulichen Umgang mit dem verstorbenen Kardinal viel gelernt haben. Ach, er war ein so bedeutender Mann!«

»Werden sich Monseigneur nicht ärgern, wenn ich Ihnen eine Strafpredigt halte?«

»Nie und nimmer! Sie wissen wohl, dass man mir alles sagen kann. Ich suche mich beliebt zu machen und nicht Furcht einzujagen.«

»Nun, Monseigneur, in meinem Kerker ist mit einem Nagel ein Sprichwort in die Mauer geritzt.«

»Und wie lautet das Sprichwort?«

»So, Monseigneur: Wie der Herr ...«

»Ich kenne es: ... so der Knecht.«

»Nein: ... so der Diener. Das ist eine kleine Änderung, welche die ergebenen Leute, von denen ich soeben sprach, zu ihrer besonderen Befriedigung vorgenommen haben.«

»Na schön! Und was besagt das Sprichwort?«

»Es besagt, dass Monsieur de Richelieu es gut verstanden hat, ergebene Diener zu finden, und dutzendweise.«

»Er, die Zielscheibe aller Dolche? Er, der sein Leben damit zugebracht hat, alle gegen ihn geführten Stöße zu parieren?«

»Aber er hat sie schließlich pariert, und obwohl sie mit Heftigkeit geführt wurden. Besaß er gute Feinde, so besaß er auch gute Freunde.«

»Aber weiter verlange ich ja nichts!«

»Ich habe Leute gekannt«, fuhr Rochefort, der den Augenblick für gekommen hielt, sein d'Artagnan gegebenes Wort zu halten, fort, »ich habe Leute gekannt, die hundertmal durch ihre Geschicklichkeit den Scharfsinn des Kardinals getäuscht, durch ihre Tapferkeit seine Garde und seine Spione geschlagen haben, Leute, die, ohne Geld, ohne Unterstützung, ohne Einfluss, einem gekrönten Haupt die Krone erhielten und den Kardinal um Gnade bitten ließen.«

»Aber diese Leute, von denen Sie sprechen«, sagte Mazarin, im Innern darüber lächelnd, dass Rochefort dort anlangte, wo er ihn hinhaben wollte, »diese Leute waren nicht dem Kardinal ergeben, da sie gegen ihn kämpften.«

»Nein, denn sie wären besser belohnt worden, sondern sie hatten das Pech, derselben Königin ergeben zu sein, für die Sie soeben Diener wünschten.«

»Aber wie können Sie all diese Dinge wissen?«

»Ich weiß sie, weil diese Leute zu jener Zeit meine Feinde waren, weil sie gegen mich kämpften, weil ich ihnen alles Böse zufügte, das ich nur konnte, weil sie es mir nach Kräften heimgezahlt haben, weil einer von ihnen, mit dem ich mehr privat zu tun hatte, mir vor fast sieben Jahren einen Degenhieb versetzte, es war der dritte, den ich von derselben Hand erhielt ... Das Ende einer alten Rechnung.«

»Ach!«, sagte Mazarin mit bewundernswerter Biederkeit.
»Wenn ich doch solche Leute kennen würde.«

»Seit mehr als sechs Jahren haben Sie einen vor Ihrer Tür, Monseigneur, den Sie seit sechs Jahren als zu nichts nütze beurteilt haben.«

»Wen?«

»Monsieur d'Artagnan.«

»Dieser Gascogner?«, entfuhr es Mazarin in vollendet gespielmtem Erstaunen.

»Dieser Gascogner hat eine Königin gerettet und Monsieur de Richelieu das Geständnis entlockt, dass er an Geschicklichkeit, List und Schlauheit nur ein Stümper sei.«

»Wahrhaftig?«

»Es ist, wie ich die Ehre habe, Euer Exzellenz zu sagen.«

»Erzählen Sie mir ein wenig davon, mein lieber Monsieur de Rochefort.«

»Das ist sehr schwierig«, antwortete der Edelmann lächelnd.

»Dann wird er es mir selbst erzählen.«

»Das bezweifle ich, Monseigneur.«

»Und warum?«

»Weil das Geheimnis nicht ihm gehört, weil das Geheimnis, wie ich Ihnen schon sagte, das einer großen Königin ist.«

»Und er allein hat ein solches Unternehmen ausgeführt?«

»Nein, Monseigneur, er hatte drei Freunde, drei Haudegen, die ihm halfen, tapfere Leute, wie Sie sie gerade suchen.«

»Und diese vier Männer hatten sich zusammengeschlossen, sagen Sie?«

»Als wären diese vier Männer nur einer, als schlugen die vier Herzen in derselben Brust, daher haben sie alles zu viert unternommen.«

»Mein lieber Monsieur de Rochefort, Sie machen mich wahrhaftig in einem Maße neugierig, wie ich's Ihnen gar nicht schildern kann. Könnten Sie mir denn diese Geschichte nicht erzählen?«

»Nein, aber ich kann Ihnen ein Märchen erzählen, ein richtiges Feenmärchen, dafür stehe ich Ihnen ein, Monseigneur.«

»Oh, erzählen Sie es mir, Monsieur de Rochefort, ich liebe Märchen.«

»Nun, dann hören Sie zu! Es war einmal eine Königin ... eine mächtige Königin, Herrscherin über eines der größten Königreiche der Welt, der ein Minister sehr übelwollte, weil sie ihm früher zu wohlgewollt hatte. Suchen Sie nicht, Monseigneur, Sie könnten nicht erraten, wer es ist. All das ist lange vor der Zeit geschehen, als Sie in das Königreich kamen, in dem diese Königin herrschte. Es kam an den Hof ein so tapferer, so reicher und so eleganter Gesandter, dass alle Frauen närrisch nach ihm wurden, und die Königin selbst, zweifellos im Gedanken daran, auf welche Weise er wegen der Staatsangelegenheiten unterhandelt hatte, besaß die Unklugheit, ihm ein so einzigartiges Geschmeide zu schenken, dass es nicht ersetzt werden konnte. Da dieses Geschmeide vom König stammte, bewog der Minister diesen, von der Fürstin zu verlangen, sie solle für den nächsten Ball ihre Toilette mit diesem Geschmeide schmücken. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Monseigneur, dass der Minister genau wusste, wo sich das Geschmeide befand, dass es den Gesandten weit fort, jenseits der Meere begleitet hatte. Die große Königin war verloren! Verloren wie die letzte ihrer Untertaninnen, denn sie stürzte von der Höhe ihrer ganzen Größe.«

»Was Sie nicht sagen!«, rief Mazarin aus.

»Nun, Monseigneur, vier Männer beschlossen, sie zu retten. Diese vier Männer waren keine Prinzen, keine Herzöge, keine Mächtigen, sie waren nicht einmal reich, sondern vier Soldaten, die ein großes Herz, einen starken Arm und einen schnel-

len Degen besaßen. Sie machten sich auf den Weg. Der Minister hatte davon erfahren und über die ganze Strecke Leute verteilt, die ihnen auflauern und sie hindern sollten, ans Ziel zu gelangen. Drei wurden durch die zahlreichen Angreifer außer Gefecht gesetzt, aber einer erreichte den Hafen, tötete oder verwundete jene, die ihn zurückhalten wollten, überquerte das Meer und brachte das Geschmeide der großen Königin zurück, die es an dem bezeichneten Tag an ihrer Schulter befestigen konnte, was den Minister beinahe rasend gemacht hätte. Was halten Sie von diesem Streich, Monseigneur?»

»Er ist herrlich!«, sagte Mazarin sinnend.

»Ich weiß von sehr ähnlichen.«

Mazarin sprach nicht, er überlegte. Fünf oder sechs Minuten verstrichen.

»Sie haben mich nichts mehr zu fragen, Monseigneur?«, erkundigte sich Rochefort.

»Allerdings, Sie sagen, Monsieur d'Artagnan sei einer von diesen vier Männern?«

»Er hat das ganze Unternehmen geleitet.«

»Und die anderen, wer waren die?«

»Monseigneur, erlauben Sie, dass ich es Monsieur d'Artagnan überlasse, sie Ihnen zu nennen. Es waren seine Freunde, nicht die meinen, er allein hätte irgendeinen Einfluss auf sie, und ich kenne sie nicht einmal unter ihrem richtigen Namen.«

»Sie misstrauen mir, Monsieur de Rochefort. Wohlan, ich will bis zum Schluss offen sein: ich brauche Sie, ihn, alle!«

»Beginnen wir mit mir, Monseigneur, da Sie mich holen ließen und da ich hier bin, und befassen Sie sich dann mit ihnen. Verwundern Sie sich nicht über meine Neugier; wenn man seit fünf Jahren im Gefängnis sitzt, ist man nicht böse darüber, zu erfahren, wohin Sie einen schicken werden.«

»Sie, mein lieber Monsieur de Rochefort, werden den Vertrauensposten erhalten, Sie werden nach Vincennes gehen, wo sich Monsieur de Beaufort als Gefangener befindet, Sie werden ihn mir nicht aus den Augen verlieren. Nun, was haben Sie?«

»Sie schlagen mir daetwas Unmögliches vor«, sagte Rochefort und schüttelte mit enttäuschter Miene den Kopf.

»Wie, etwas Unmögliches? Und warum ist es unmöglich?«

»Weil Monsieur de Beaufort zu meinen Freunden gehört oder vielmehr ich zu den seinen zähle. Haben Sie vergessen, Monseigneur, dass er sich bei der Königin für mich verbürgt hat?«

»Monsieur de Beaufort ist seit der Zeit ein Feind des Staates.«

»Das ist möglich, Monseigneur, aber da ich weder König noch Königin noch Minister bin, ist er nicht mein Feind, und ich kann das, was Sie mir bieten, nicht annehmen.«

»Und das nennen Sie Ergebenheit? Ich beglückwünsche Sie dazu! Ihre Ergebenheit verpflichtet Sie zu nicht allzu viel, Monsieur de Rochefort.«

»Und überdies werden Sie begreifen, Monseigneur«, erwiderte Rochefort, »dass es nur einen Wechsel des Gefängnisses bedeutete, verliesse ich die Bastille, um nach Vincennes zu gehen.«

»Sagen Sie nur gleich, dass Sie für Monsieur de Beaufort Partei ergreifen, das wäre ehrlicher von Ihnen.«

»Monseigneur, ich bin so lange eingesperrt gewesen, dass ich nur eine Partei ergreife, nämlich die der freien Luft. Verwenden Sie mich für jede andere Sache, schicken Sie mich mit einem Auftrag fort, geben Sie mir etwas zu tun, aber wenn irgend möglich auf den Heerstraßen!«

»Mein lieber Monsieur de Rochefort«, sagte Mazarin mit spöttischem Gesicht, »Sie lassen sich von Ihrem Eifer hinreißen; Sie halten sich noch für einen jungen Mann, weil das Herz noch immer jung ist, aber es fehlen Ihnen die Kräfte. Glauben Sie mir doch, was Sie jetzt nötig haben, ist Ruhe. Heda, zu mir!«

»Sie bestimmen also nichts über mich, Monseigneur?«

»Im Gegenteil, ich habe es bereits getan.«

Bernouin trat ein.

»Ruf einen Türsteher«, sagte er, »und bleib in meiner Nähe«, fügte er ganz leise hinzu.

Ein Türsteher kam. Mazarin schrieb ein paar Worte, die er dem Mann übergab, und neigte grüßend den Kopf.

»Adieu, Monsieur de Rochefort!«, sagte er.

Rochefort verbeugte sich ehrerbietig.

»Ich sehe, Monseigneur«, sagte er, »dass man mich in die Bastille zurückführt.«

»Sie besitzen Verstand.«

»Ich gehe dorthin zurück, Monseigneur, aber ich wiederhole Ihnen, es ist unrecht von Ihnen, dass Sie mich nicht zu beschäftigen wissen.«

»Sie, den Freund meiner Feinde?«

»Das ist nun mal nicht anders. Sie müssten mich zum Feind Ihrer Feinde machen.«

»Denken Sie, es gäbe nur Sie allein, Monsieur de Rochefort? Glauben Sie mir, ich werde solche finden, die Ihnen keineswegs nachstehen.«

»Ich wünsche es Ihnen, Monseigneur.«

»Das ist schön. Gehen Sie, gehen Sie! Übrigens ist es zwecklos, mir weiterhin zu schreiben, Monsieur de Rochefort, Ihre Briefe werden verlorene Mühe sein.«

»Ich habe die Kastanien aus dem Feuer geholt«, murmelte Rochefort, als er sich entfernte, »und ist d'Artagnan nicht zufrieden mit mir, wenn ich ihm gleich erzähle, welch ein Loblied ich auf ihn gesungen habe, dann ist er schwer zu befriedigen. Aber wohin, zum Teufel, führt man mich?«

Tatsächlich wurde Rochefort über die kleine Treppe geführt statt durch das Vorzimmer, wo d'Artagnan wartete. Auf dem Hof fand er seine Kutsche und die vier Männer Begleitung, aber seinen Freund suchte er vergeblich.

Aha!, sagte sich Rochefort. Das ändert die Sache aber gewaltig. Und wenn sich immer noch so viel Volk auf den Straßen befindet, dann werden wir Mazarin zu beweisen versuchen, dass wir Gott sei Dank noch zu anderm taugen, als einen Gefangenen zu bewachen.

Und er sprangso leichtfüßig in die Kutsche, als wäre er erst fünfundzwanzig Jahre alt.

Anna von Österreich mit sechsundvierzig Jahren

Mit Bernouin allein geblieben, dachte Mazarin einen Augenblick nach; er hatte viel erfahren, wusste aber noch nicht genug. Mazarin war ein Falschspieler. Er beschloss, die Partie mit d'Artagnan nicht zu eröffnen, ehe er nicht alle Karten seines Gegenspielers genau kannte.

»Monseigneur befehlen nichts?«, fragte Bernouin.

»Doch«, erwiderte Mazarin, »leuchte mir, ich gehe zur Königin.«

Bernouin nahm einen Handleuchter und ging voraus.

Es gab einen geheimen Gang, der sich von den Räumen und dem Arbeitszimmer Mazarins bis zu den Räumen der Königin erstreckte, diesen Gang benutzte der Kardinal, um zu jeder Stunde Anna von Österreich aufzusuchen.

Als er in das Schlafgemach trat, zu dem dieser Gang führte, stieß Bernouin auf Madame Beauvais. Madame Beauvais und Bernouin waren die intimen Vertrauten dieses ältlichen Liebespaares, und Madame Beauvais übernahm es, Anna von Österreich, die sich mit dem jungen Ludwig XIV. in ihrem Betzimmer befand, den Kardinal zu melden.

Anna von Österreich saß, den Ellbogen auf einen Tisch und den Kopf in die Hand gestützt, in einem großen Lehnstuhl und betrachtete das Königskind, das auf dem Teppich kauerte und in einem großen Buch über Schlachten blätterte. Anna von Österreich war eine Königin, die es vortrefflich verstand, sich mit Erhabenheit zu langweilen, mitunter blieb sie stundenlang so in ihrem Gemach oder in ihrem Betzimmer zurückgezogen, ohne zu lesen oder zu beten.

Das Buch, mit dem sich der König die Zeit vertrieb, war ein mit Stichen ausgestatteter Quintus Curtius und schilderte die kriegerischen Heldentaten Alexanders.

Madame Beauvais erschien an der Tür des Betzimmers und meldete den Kardinal de Mazarin.

Das Kind richtete sich auf einem Knie auf, sah mit gerunzelter Stirn seine Mutter an und fragte: »Warum kommt er auf diese Weise, ohne um Audienz zu bitten?«

Anna errötete leicht. »Es ist wichtig«, erwiderte sie, »dass ein Minister in Zeiten wie den gegenwärtigen der Königin zu jeder Stunde berichten kann, was vorgeht, ohne die Neugier oder den Klatsch des ganzen Hofes erregen zu müssen.«

»Aber mir scheint, Monsieur de Richelieu ist nicht so gekommen«, sagte das unversöhnliche Kind.

»Wie willst du dich daran erinnern, was Monsieur de Richelieu tat? Du kannst es nicht wissen, du warst noch viel zu jung.«

»Ich erinnere mich nicht daran; ich habe gefragt, und man hat es mir gesagt.«

»Und wer hat dir das gesagt?«, entgegnete Anna von Österreich mit einer schlecht verheimlichten Bewegung übler Laune.

»Ich weiß, dass ich nie die Namen der Personen nennen darf, die mir auf die Fragen, die ich ihnen stelle, antworten«, gab das Kind zurück, »sonst würde ich nichts mehr erfahren.«

In diesem Augenblick trat Mazarin ein. Der König erhob sich darauf vollends, nahm sein Buch, klappte es zu und legte es auf den Tisch, neben dem er aufrecht stehen blieb, um Mazarin zu zwingen, dass er ebenfalls stehen blieb.

Mazarin überschaute mit seinem verständigen Blick diese ganze Szene, von der er eine Erklärung über die vorausgegangene zu verlangen schien.

Er verneigte sich ehrerbietig vor der Königin und erwies dem König eine tiefe Reverenz, welche dieser mit einer ziemlich hochfahrenden Kopfbewegung erwiderte, doch ein Blick seiner Mutter machte ihm zum Vorwurf, sich so den Hassgefühlen zu überlassen, die Ludwig XIV. von Beginn an dem Kardinal entgegengebracht hatte, und er nahm die Höflichkeitsbezeugung des Ministers mit einem Lächeln auf den Lippen entgegen.

Anna von Österreich suchte aus dem Gesicht Mazarins den Grund für diesen unvermuteten Besuch zu erraten, denn gewöhnlich kam der Kardinal erst dann zu ihr, wenn sich alle zur Ruhe begeben hatten.

Der Minister gab ihr ein unmerkliches Zeichen mit dem Kopf, worauf sich die Königin an Madame Beauvais wandte

und sagte: »Es ist Zeit, dass der König zu Bett geht, rufen Sie Laporte.«

Schon zwei- oder dreimal hatte die Königin den jungen König geheißt, sich zurückzuziehen, und stets hatte das Kind sanft darauf bestanden, zu bleiben, aber diesmal machte er keine Bemerkung, er biss sich nur auf die Lippen und erbleichte.

Einen Augenblick später trat Laporte ein.

Das Kind ging geradeswegs auf ihn zu, ohne seine Mutter zu küssen.

»Warum küsst du mich nicht, Ludwig?«, fragte Anna.

»Ich dachte, Sie zürnen mir, Madame; Sie jagen mich fort.«

»Ich jage dich nicht fort, nur hast du die Blattern gehabt und bist noch leidend, und ich fürchte, das Aufbleiben ermüdet dich.«

»Sie waren nicht so besorgt, als Sie mich heute bewogen, in das Palais zu gehen und diese schlimmen Edikte zu erlassen, die so viel Murren beim Volk erregt haben.«

»Sire«, fragte Laporte, um abzulenken, »wem wünschen Eure Majestät, dass ich den Leuchter gebe?«

»Wem du willst, Laporte«, erwiderte das Kind, »vorausgesetzt«, fügte es mit lauter Stimme hinzu, »es ist nicht Mancini.«

Monsieur Mancini war ein Neffe des Kardinals, den Mazarin dem König als Pagen beigegeben hatte und dem Ludwig XIV. einen Teil des Hasses entgegenbrachte, den er für seinen Minister hegte.

Und der König ging hinaus, ohne seine Mutter zu küssen und ohne den Kardinal zu grüßen.

»Bravo!«, sagte Mazarin. »Ich sehe mit Freuden, dass man Seine Majestät in dem Abscheu vor Verstellung erzieht.«

»Warum?«, fragte die Königin mit einer fast schüchternen Miene.

»Mir scheint, der Abgang des Königs bedarf keiner Kommentare, außerdem macht sich Seine Majestät nicht die Mühe, zu verhehlen, wie wenig Zuneigung er mir entgegenbringt, was mich im Übrigen nicht hindert, ihm wie Eurer Majestät völlig ergeben zu sein.«

»Ich bitte Sie für ihn um Vergebung, Kardinal«, sagte die Königin, »er ist ein Kind und kann noch nicht wissen, wie viel Dank er Ihnen schuldet.«

Der Kardinal lächelte.

»Aber«, fuhr die Königin fort, »Sie sind zweifellos wegen einer wichtigen Sache gekommen, was gibt es also?«

Mazarin setzte sich oder ließ sich vielmehr in einen breiten Sessel fallen und sagte mit schwermütigem Gesicht: »Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir bald genötigt sein, uns zu trennen, es sei denn, Sie gingen in Ihrer Hingabe für mich so weit, mich nach Italien zu begleiten.«

»Und warum das?«, fragte die Königin.

»Weil«, erwiderte Mazarin, »wie es in der Oper ›Thisbe‹ heißt, ›die ganze Welt sich verschworen hat, unsre Liebe zu entzweien.«

»Sie scherzen, Monsieur!«, sagte die Königin, indem sie versuchte, ein wenig von ihrer früheren Würde zurückzuerlangen.

»Ach, mitnichten, Madame!«, sagte Mazarin. »Ich scherze nicht im Geringsten; ich möchte viel eher weinen, ich bitte Sie, mir zu glauben, und es gibt Grund dafür, denn merken Sie sich gut, was ich gesagt habe: ›Die ganze Welt hat sich verschworen, unsre Liebe zu entzweien.« Und da Sie zur ganzen Welt gehören, möchte ich sagen, dass auch Sie mich im Stich lassen.«

»Kardinal!«

»Mein Gott, habe ich Sie nicht neulich sehr liebenswürdig dem Herzog von Orléans zulächeln sehen oder vielmehr dem, was er Ihnen sagte?«

»Und was hat er zu mir gesagt?«

»Ihr Mazarin ist der Stein des Anstoßes, möge er verschwinden, und alles wird gut werden«, sagte er, Madame.«

»Was soll ich denn tun?«

»Oh, Madame, Sie sind die Königin, scheint mir!«

»Eine schöne Königswürde, dem erstbesten Papiersudler des Palais-Royal oder dem erstbesten Krautjunker im Königreich preisgegeben!«

»Immerhin sind Sie stark genug, die Leute, die Ihnen missfallen, aus Ihrer Nähe zu entfernen.«

»Das heißt, die Ihnen missfallen, Ihnen!«, erwiderte die Königin.

»Mir?«

»Zweifellos. Wer hat Madame de Chevreuse fortgeschickt, die unter dem andern Regime zwölf Jahre lang verfolgt wurde?«

»Eine Intrigantin, die gegen mich die gegen Monsieur de Richelieu begonnenen Kabalen fortsetzen wollte.«

»Wer hat Madame du Hautefort verabschiedet, diese so vollkommene Freundin, die des Königs Gunst zurückgewiesen hatte, um in der meinen zu bleiben?«

»Eine Prüde, die Ihnen jeden Abend beim Auskleiden vorerzählte, seinen Priester zu lieben heiße, die Seele zu verlieren, als wäre man Priester, wenn man Kardinal ist.«

»Wer hat Monsieur de Beaufort gefangen nehmen lassen?«

»Ein Wirrkopf, der von nichts Geringerem sprach, als mich zu ermorden!«

»Sie sehen wohl ein, Kardinal«, entgegnete die Königin, »dass Ihre Feinde die meinen sind.«

»Das genügt nicht, Madame, es wäre noch nötig, dass Ihre Freunde auch die meinen würden.«

»Meine Freunde, Monsieur ...?« Die Königin schüttelte den Kopf. »Leider habe ich keine mehr.«

»Warum haben Sie im Glück keine Freunde mehr, da Sie doch im Unglück welche besaßen?«

»Weil ich im Glück diese Freunde vergessen habe, weil ich gehandelt habe wie die Königin Maria von Medici, die nach der Rückkehr aus ihrer ersten Verbannung alle, die für sie gelitten hatten, verachtete und die, ein zweites Mal geächtet, in Köln starb, von aller Welt und sogar von ihrem Sohn verlassen, weil die ganze Welt sie nun ihrerseits verachtete.«

»Nun, im Ernst!«, sagte Mazarin. »Wäre es nicht an der Zeit, das Unrecht wiedergutzumachen? Suchen Sie unter Ihren Freunden nach Ihren ältesten.«

»Ach, ich mag noch so sehr um mich schauen, auf niemanden habe ich Einfluss. Monsieur wird wie stets von sei-

nem Günstling begleitet: gestern war es Choisy, heute ist es La Rivière, morgen wird es ein anderer sein. Der Prinz wird von dem Weihbischof begleitet, den wiederum Madame de Guéménée begleitet.«

»Daher sage ich Ihnen ja, Madame, Sie möchten nicht unter Ihren heutigen, sondern unter Ihren früheren Freunden Umschau halten.«

»Unter meinen früheren Freunden?«, fragte die Königin.

»Ja, unter denen, die Ihnen geholfen haben, den Herzog von Richelieu zu bekämpfen, sogar zu besiegen.«

»Worauf will er hinaus?«, murmelte die Königin, während sie den Kardinal mit Besorgnis betrachtete.

»Ja«, fuhr dieser fort, »unter gewissen Umständen haben Sie es mit diesem starken und scharfen Geist, der Eure Majestät auszeichnet, dank dem Beistand Ihrer Freunde verstanden, die Angriffe dieses Gegners zurückzuschlagen.«

»Ich?«, sagte die Königin. »Ich habe gelitten, das ist alles.«

»Ja«, entgegnete Mazarin, »wie die Frauen leiden, indem sie sich rächen. Kommen wir zur Sache! Kennen Sie Monsieur de Rochefort?«

»Monsieur de Rochefort gehörte nicht zu meinen Freunden«, sagte die Königin, »sondern ganz im Gegenteil zu meinen erbittertsten Feinden und zu den Getreuesten des Kardinals. Ich glaubte, Sie wüssten das.«

»Ich weiß es so gut«, erwiderte Mazarin, »dass wir ihn in die Bastille bringen ließen.«

»Ist er entkommen?«, fragte die Königin.

»Nein, seien Sie unbesorgt, er befindet sich immer noch dort, daher erwähnte ich ihn nur, um von einem andern zu sprechen. Kennen Sie Monsieur d'Artagnan?«, fuhr Mazarin fort, indem er der Königin ins Gesicht sah.

Anna von Österreich traf der Schlag mitten ins Herz. »Sollte der Gascogner geschwätzt haben?«, murmelte sie und sagte dann laut: »D'Artagnan? Lassen Sie mich nachdenken, ja, gewiss, der Name ist mir geläufig. D'Artagnan, ein Musketier, der eine von meinen Kammerfrauen liebte, ein armes kleines Ding, das meinetwegen vergiftet wurde.«

»Das ist alles?«, fragte Mazarin.

Die Königin blickte den Kardinal erstaunt an. »Monsieur«, sagte sie, »mir scheint, Sie wollen mich einem Verhör unterziehen?«

»Dessen Fragen Sie jedenfalls nur nach Ihrem Geschmack beantworten«, erwiderte Mazarin mit seinem ewigen Lächeln und seiner immer sanften Stimme.

»Erklären Sie offen, was Sie wünschen, Monsieur, und ich werde Ihnen ebenso antworten«, sagte die Königin mit beginnender Ungeduld.

»Nun denn, Madame«, entgegnete Mazarin, indem er sich verneigte, »ich wünsche, dass Sie mich an Ihren Freunden teilhaben lassen, wie ich Sie an dem bisschen Geschicklichkeit und Begabung, mit dem mich der Himmel bedacht hat, habe teilhaben lassen. Die Umstände sind ernst, und man muss energisch handeln.«

»Noch immer?«, rief die Königin aus. »Ich glaubte, wir hätten Monsieur de Beaufort überstanden.«

»Sie haben nur die Flut gesehen, die alles niederreißen wollte, und dem stillen Wasser keine Aufmerksamkeit geschenkt. Doch es gibt in Frankreich ein Sprichwort über die stillen Wasser.«

»Kommen Sie zum Ende«, sagte die Königin.

»Gut«, fuhr Mazarin fort, »ich stecke tagtäglich die Beleidigungen ein, die mir Ihre Fürsten und Ihre Lakaien von Stand zufügen, lauter Marionetten, die nicht merken, dass ich ihre Fäden halte, und die unter meiner geduldrigen Ernsthaftigkeit nicht das Gelächter des Erbitterten erraten haben, der sich geschworen hat, eines Tages der Stärkere zu sein. Wir haben Monsieur de Beaufort gefangen setzen lassen, das ist wahr, aber er ist der am wenigsten Gefährliche von allen, daist noch der Prinz ...«

»Der Sieger von Rocroy! An den denken Sie?«

»Ja, Madame, und sehr häufig, aber – pazienza, wie wir Italiener sagen. Und außer Monsieur de Condé ist da noch der Herzog von Orléans.«

»Was sagen Sie da? Der vornehmste Prinz von Geblüt, der Onkel des Königs?«

»Nicht der vornehmste Prinz von Geblüt, nicht der Onkel des Königs, sondern der feige Verschwörer, der sich, von sei-

nem launischen und abenteuerlichen Charakter getrieben, von verächtlichen Kümmernissen gequält, von einem seichten Ehrgeiz verzehrt, eifersüchtig auf jeden, der ihn an Treue und Mut übertraf, erbittert darüber, dass er wegen seiner völligen Unfähigkeit nichts darstellte, unter dem andern Regime zum Sprachrohr aller üblen Gerüchte, zur Seele aller Kabalen gemacht hat, der all diesen braven Leuten, welche die Torheit besaßen, dem Wort eines Mannes von königlichem Geblüt zu glauben, das Zeichen zum Vorwärtsgehen gab und sie verleugnete, als sie auf das Schafott stiegen! Nicht der vornehmste Prinz von Geblüt, nicht der Onkel des Königs, wiederhole ich, sondern der Mörder Chalais, Montmorencys und Cinq-Mars, der heute dasselbe Spiel zu treiben versucht und sich einbildet, er werde die Partie gewinnen, weil er den Gegner gewechselt und nicht mehr einen Mann vor sich hat, der droht, sondern einen, der lächelt. Aber er täuscht sich, es ist ihm nicht gelungen, Monsieur de Richelieu zu verderben, und mir liegt nichts daran, dieses Treibmittel der Zwietracht, mit dem der verstorbene Kardinal zwanzig Jahre lang den Zorn des Königs erregte, in der Nähe der Königin zu lassen.«

Anna errötete und verbarg das Gesicht in beiden Händen.

»Ich will Eure Majestät nicht kränken«, begann Mazarin von neuem, nun in ruhigerem Ton, aber gleichzeitig mit ungewöhnlicher Entschiedenheit. »Ich will, dass man die Königin achtet und dass man ihren Minister achtet, denn in den Herzen aller bin ich nur das. Eure Majestät wissen, dass ich nicht, wie viele Leute behaupten, ein aus Italien stammender Hampelmann bin; es ist unerlässlich, dass es aller Welt wie Ihrer Majestät bewusst wird.«

»Und was soll ich dabei tun?«, fragte Anna von Österreich, die sich unter seiner herrischen Stimme krümmte.

»Sie müssen Ihr Gedächtnis nach den Namen dieser getreuen und ergebenen Männer durchforschen, die trotz Monsieurs de Richelieu das Meer überquerten und unterwegs überall Spuren ihres Bluts hinterließen, um Eurer Majestät ein Geschmeide zurückzubringen, das Sie Monsieur de Buckingham geschenkt hatten.«

Anna erhob sich majestätisch und erzürnt, wie von einer Stahlfeder emporgetrieben, und blickte den Kardinal mit jenem Stolz und jener Würde an, die ihr in ihrer Jugend so große Wirkung verliehen hatten.

»Sie beleidigen mich, Monsieur!«, sagte sie.

»Ich will«, fuhr Mazarin fort, »dass Sie heute für Ihren Gatten tun, was Sie einst für Ihren Geliebten getan haben.«

»Schon wieder diese Verleumdung!«, rief die Königin. »Ich glaubte sie inzwischen gestorben und erstickt, denn Sie haben mich bis jetzt damit verschont, aber nun sprechen auch Sie mir davon. Umso besser! Denn wenn jetzt unter uns die Rede davon ist, dann ist die Sache damit ein für allemal abgetan, verstanden?«

»Aber, Madame«, sagte Mazarin, erstaunt über diese wiedererlangte Kraft, »ich verlange ja nicht, dass Sie mir alles erzählen.«

»Und ich will Ihnen alles erzählen«, erwiderte Anna von Österreich. »Hören Sie also. Ich will Ihnen erzählen, dass es zu jener Zeit tatsächlich vier ergebene Herzen gab, vier getreue Seelen, vier verlässliche Degen, die mir mehr als das Leben gerettet haben, Monsieur, die mir meine Ehre retteten.«

»Ah! Sie gestehen es«, sagte Mazarin.

»Sind es nur die Schuldigen, deren Ehre auf dem Spiel steht, Monsieur, und kann man nicht jemanden, vor allem eine Frau, durch den Schein um die Ehre bringen? Ja, der Schein war gegen mich, und ich war im Begriff, die Ehre zu verlieren, und doch, ich schwöre es, war ich nicht schuldig. Ich schwöre es ...«

Die Königin suchte nach einem heiligen Gegenstand, darauf zu schwören, zog aus einem in die Tapete gefügten Schrank ein kleines Kästchen aus Rosenholz mit silbernen Intarsien und stellte es auf das Betpult.

»Ich schwöre es«, wiederholte sie, »auf diese geweihten Reliquien, ich habe Monsieur de Buckingham geliebt, aber Monsieur de Buckingham war nicht mein Geliebter!«

»Und was sind das für Reliquien, auf die Sie schwören, Madame?«, fragte Mazarin lächelnd. »Denn ich warne Sie, in

meiner Eigenschaft als Katholik bin ich ungläubig: es gibt solche und solche Reliquien.«

Die Königin löste einen kleinen goldenen Schlüssel von ihrem Hals und reichte ihn dem Kardinal.

»Öffnen Sie, Monsieur«, sagte sie, »und sehen Sie selbst.«

Verwundert nahm Mazarin den Schlüssel und öffnete das Kästchen, in dem er nur einen von Rost zerfressenen Dolch und zwei Briefe fand, deren einer mit Blut befleckt war.

»Was ist das?«, fragte Mazarin.

»Was das ist, Monsieur?«, sagte Anna von Österreich mit ihrem königlichen Mienenspiel und indem sie einen ungeachtet der Jahre vollendet schön gebliebenen Arm über das Kästchen ausstreckte. »Ich werde es Ihnen sagen. Diese beiden Briefe sind die einzigen, die ich ihm jemals geschrieben habe. Dieser Dolch ist der, mit dem ihn Felton erstach. Lesen Sie die Briefe, Monsieur, und Sie werden sehen, ob ich gelogen habe.«

Trotz der Erlaubnis, die ihm erteilt worden war, folgte Mazarin einer natürlichen Regung und las nicht die Briefe, sondern nahm den Dolch, den der sterbende Buckingham aus seiner Wunde gerissen und durch Laporte der Königin geschickt hatte; die Klinge war völlig zerfressen, denn das Blut hatte Rost gebildet. Nachdem er ihn einen Augenblick geprüft hatte, während die Königin so weiß geworden war wie das Tuch des Betpults, auf das sie sich stützte, legte er ihn mit einem unwillkürlichen Schauer wieder in das Kästchen.

»Gut, Madame«, sagte er, »ich verlasse mich auf Ihren Schwur.«

»Nein, nein! Lesen Sie«, gebot die Königin stirnrunzelnd, »lesen Sie, ich will es, ich befehle es, damit es, wie ich beschlossen habe, ein für allemal ein Ende hat und wir nicht mehr auf die Sache zurückkommen. Glauben Sie«, fügte sie mit einem grausigen Lächeln hinzu, »ich sei bereit, bei jeder künftigen Beschuldigung von Ihnen, das Kästchen abermals zu öffnen?«

Da diese Energie Gewalt über ihn hatte, gehorchte Mazarin fast mechanisch und las die beiden Briefe. In dem einen erbat sich die Königin von Buckingham die Nestelstifte zu-

rück, es war der von d'Artagnan überbrachte, der zur rechten Zeit angelangt war. Den anderen hatte Laporte dem Herzog übergeben, er enthielt die Warnung der Königin, dass man ihn ermorden wolle, und dieser hatte ihn zu spät erreicht.

»Es ist gut, Madame«, sagte Mazarin, »und es ist nichts dagegen zu sagen.«

»Wenn es etwas dagegen zu sagen gibt, Monsieur«, erwiderte die Königin, während sie das Kästchen wieder schloss und die Hand daraufstützte, »dann nur, dass ich undankbar gegen diese Männer gewesen bin, die mich gerettet und die alles getan haben, was ihnen möglich war, um ihn zu retten, dass ich diesem tapferen d'Artagnan, den Sie vorhin erwähnten, nur meine Hand zum Kuss und diesen Diamantring gegeben habe.«

Die Königin streckte dem Kardinal ihre schöne Hand hin und ließ ihn einen wunderbaren Edelstein sehen, der an ihrem Finger blitzte.

»Er hat ihn, wie es scheint, verkauft«, fuhr sie nach einer kleinen Verlegenheitspause fort, »er hat ihn verkauft, um mich ein zweites Mal zu retten, denn er verkaufte ihn, um dem Herzog einen Boten zu schicken und ihn zu warnen, dass er ermordet werden solle.«

»D'Artagnan wusste es also?«

»Er wusste alles. Wie er das angestellt hat? Ich weiß es nicht. Kurzum, er hat den Ring Monsieur des Essarts verkauft, an dessen Finger ich ihn erblickte und von dem ich ihn zurückkaufte; aber dieser Diamantring gehört ihm, Monsieur, geben Sie ihm das Kleinod von mir zurück, und da Sie so glücklich sind, einen solchen Mann in Ihrer Nähe zu haben, versuchen Sie, ihn zu Ihrem Nutzen zu verwenden.«

»Danke, Madame!«, sagte Mazarin. »Ich werde Ihren Rat befolgen.«

»Und jetzt«, sagte die Königin gleichsam erschöpft durch die Gemütsbewegung, »wünschen Sie noch etwas von mir?«

»Nichts, Madame«, erwiderte der Kardinal mit seiner zärtlichsten Stimme, »ich möchte Sie nur innig bitten, mir meine ungerechten Verdächtigungen zu verzeihen, aber ich liebe Sie

so sehr, dass es kein Wunder ist, wenn ich sogar auf Vergangenes eifersüchtig bin.«

Ein unergründliches Lächeln glitt über die Lippen der Königin.

»Nun denn, Monsieur«, sagte sie, »wenn Sie mich nichts weiter zu fragen haben, verlassen Sie mich. Sie werden verstehen, dass ich nach einem solchen Auftritt allein sein muss.«

Der Kardinal ergriff die Hand der Königin, küsste sie galant und entfernte sich.

Kaum war er hinausgegangen, als die Königin in das Gemach ihres Sohnes eilte und Laporte fragte, ob der König zu Bett sei. Laporte deutete mit der Hand auf das schlafende Kind.

Anna von Österreich stieg die Stufen zum Bett hinauf, näherte ihre Lippen der gerunzelten Stirn ihres Sohnes und küsste sie sanft, dann entfernte sie sich so still, wie sie gekommen war, und begnügte sich damit, dem Kammerdiener zu sagen: »Mein lieber Laporte, versuchen Sie es doch möglich zu machen, dass der König freundlicher gegen den Kardinal ist, dem er und ich zu so viel Dank verpflichtet sind.«

Gascogner und Italiener

Unterdessen war der Kardinal in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt, an dessen Tür Bernouin wachte, den er fragte, ob sich etwas Neues ereignet und ob man eine Nachricht von draußen erhalten habe. Da Bernouin verneinte, bedeutete er ihm, sich zurückzuziehen.

Allein geblieben, öffnete er die Tür zum Gang, darauf die zum Vorzimmer – der müde d'Artagnan schlief auf einer Polsterbank.

»Monsieur d'Artagnan!«, sagte er mit leiser Stimme.

D'Artagnan rührte sich nicht.

»Monsieur d'Artagnan!«, sagte er lauter.

D'Artagnan schlief weiter.

Der Kardinal ging zu ihm und berührte ihn mit der Fingerspitze an der Schulter.

Diesmal fuhr d'Artagnan zusammen, erwachte und stand sogleich aufrecht und wie ein Soldat unter Waffen.

»Hier bin ich«, sagte er, »wer ruft mich?«

»Ich«, antwortete Mazarin mit seinem freundlichsten Lächeln.

»Ich bitte Eure Eminenz um Verzeihung«, sagte d'Artagnan, »aber ich war so müde ...«

»Bitten Sie mich nicht um Verzeihung, Monsieur«, sagte Mazarin, »Sie haben sich in meinem Dienst ermüdet.«

D'Artagnan wunderte sich über das leutselige Benehmen des Ministers.

»Potztausend!«, murmelte er zwischen den Zähnen. »Soll das Sprichwort wahr sein, dass das Gute im Schlaf kommt?«

»Folgen Sie mir, Monsieur!«, sagte Mazarin.

»Wahrhaftig«, murmelte d'Artagnan, »Rochefort hat Wort gehalten, nur, wo, zum Teufel, ist er hinausgegangen?«

Und er blickte bis in die kleinsten Winkel des Arbeitszimmers, aber da war kein Rochefort mehr.

»Monsieur d'Artagnan«, sagte Mazarin, während er sich setzte und es sich in seinem Lehnstuhl bequem machte, »Sie sind mir als ein tapferer und wackerer Mann erschienen.«

Möglich, dachte d'Artagnan, aber er hat sich Zeit gelassen, mir das zu sagen. Was ihn indes nicht hinderte, sich in Erwiderung dieser Höflichkeit vor Mazarin bis auf die Erde zu verbeugen.

»Der Augenblick ist gekommen«, fuhr Mazarin fort, »Ihre Fähigkeiten und Ihre Tapferkeit nützlich anzuwenden.«

Die Augen des Offiziers blitzten vor Freude, doch sogleich erlosch ihr Feuer, da er nicht wusste, worauf Mazarin hinauswollte.

»Befehlen Sie, Monseigneur«, sagte er, »ich bin bereit, Eurer Eminenz zu gehorchen.«

»Monsieur d'Artagnan, Sie haben unter dem verflommenen Regime gewisse Heldentaten vollbracht ...«

»Eure Eminenz sind zu gütig, sich daran zu erinnern ... Freilich habe ich mit ziemlichem Erfolg Krieg geführt.«

»Ich spreche nicht von Ihren kriegerischen Heldentaten«, sagte Mazarin, »denn obgleich sie einiges Aufsehen erregten, sind sie von den anderen übertroffen worden.«

D'Artagnan wunderte sich.

»Nun«, sagte Mazarin, »Sie antworten nicht?«

»Ich warte«, erwiderte d'Artagnan, »dass Monseigneur mir sagen, über welche Heldentaten Sie sprechen wollen.«

»Ich spreche von dem Abenteuer ... Ach, Sie wissen doch genau, was ich sagen will.«

»Leider nicht, Monseigneur«, gab d'Artagnan ganz erstaunt zurück.

»Sie sind verschwiegen, umso besser. Ich möchte von jenem Abenteuer der Königin sprechen, von den Nestelstiften, von der Reise, die Sie mit drei Freunden unternahmen.«

Aufgepasst! dachte der Gascogner. Ist das eine Falle, dann wollen wir standhalten. Und er legte ein Befremden in seine Züge, um das ihn die besten Komödianten jener Zeit beneidet hätten.

»Ausgezeichnet!«, rief Mazarin lachend aus. »Bravo! Man hat mir mit Recht gesagt, dass Sie der Mann sind, den ich brauche. Spaß beiseite, was würden Sie wohl für mich tun?«

»Alles, was Eure Eminenz mir befehlen«, antwortete d'Artagnan.

»Würden Sie für mich tun, was Sie ehemals für eine Königin getan haben?«

Zweifellos will man mich zum Reden bringen, sagte sich d'Artagnan, lassen wir es auf uns zukommen. Er ist, zum Teufel noch mal, nicht schlauer als der Richelieu ...

»Für eine Königin, Monseigneur? Ich verstehe nicht.«

»Sie verstehen nicht, dass ich Sie und Ihre drei Freunde brauche?«

»Welche Freunde, Monseigneur?«

»Ihre drei Freunde von früher.«

»Früher, Monseigneur«, entgegnete d'Artagnan, »hatte ich nicht drei Freunde, sondern fünfzig. Mit zwanzig Jahren nennt man alle Welt seine Freunde.«

»Schon gut, Herr Offizier«, sagte Mazarin, »Verschwiegenheit ist eine schöne Sache, doch heute könnte es Sie gereuen, allzu verschwiegen zu sein.«

»Monseigneur, Pythagoras ließ seine Schüler fünf Jahre lang Schweigen wahren, damit sie lernten, den Mund zu halten.«

»Und Sie haben es zwanzig Jahre gewahrt, Monsieur. Das sind fünfzehn Jahre länger als ein pythagoräischer Philosoph, was mir verständig erscheint. Sprechen Sie also heute, denn die Königin selbst entbindet Sie von Ihrem Eid.«

»Die Königin?«, wiederholte d'Artagnan mit einem Erstaunen, das diesmal nicht gespielt war.

»Ja, die Königin! Und zum Beweis dessen, dass ich in ihrem Namen spreche, hat sie mich geheißt, Ihnen diesen Diamantring zu zeigen, der Ihnen bekannt sein soll und den sie von Monsieur des Essarts zurückgekauft hat.«

Damit streckte Mazarin die Hand gegen den Offizier aus, der mit einem Seufzer den Ring erkannte, den ihm die Königin am Abend des Balls im Hôtel de Ville geschenkt hatte.

»Das ist wahr«, sagte d'Artagnan, »ich erkenne den Diamantring, der der Königin gehört hat.«

»Sie sehen also, dass ich in ihrem Namen spreche. Antworten Sie mir daher, ohne noch weiter Komödie zu spielen. Ich habe es Ihnen bereits gesagt, und ich wiederhole, es wird Ihr Glück sein.«

»Meiner Treu, Monseigneur! Ich habe es dringend nötig, mein Glück zu machen. Eure Eminenz haben mich so lange vergessen!«

»Wir brauchen nur acht Tage, um das wiedergutzumachen. Nun ja, Sie sind hier, aber wo sind Ihre Freunde?«

»Ich weiß nicht, Monseigneur.«

»Wie, Sie wissen es nicht?«

»Nein, wir haben uns vor langer Zeit getrennt, denn alle drei haben den Dienst quittiert.«

»Aber wo werden Sie sie wiederfinden?«

»Überall, wo sie sind. Das ist meine Sache.«

»Gut. Ihre Bedingungen?«

»Geld, Monseigneur, so viel, wie Ihre Unternehmen erfordern.«

»Teufel! Geld, und viel!«, sagte Mazarin. »Sie gehen aber ran, Herr Offizier! Wissen Sie, dass in den Truhen des Königs kein Geld vorhanden ist?«

»Dann machen Sie es wie ich, Monseigneur, verkaufen Sie die Diamanten der Krone, glauben Sie mir, und feilschen wir nicht, mit geringen Mitteln lassen sich die großen Dinge schlecht tun.«

»Nunja«, sagte Mazarin, »wir werden dafür sorgen, Sie zufriedenzustellen.«

Richelieu, dachte d'Artagnan, hätte mir bereits fünfhundert Pistolen Handgeld gegeben.

»Sie werden also mir angehören?«

»Ja, wenn meine Freunde wollen.«

»Doch falls sie sich weigern, könnte ich auf Sie zählen?«

»Allein habe ich nie etwas Großes vollbracht«, sagte d'Artagnan kopfschüttelnd.

»Dann suchen Sie sie also.«

»Was soll ich ihnen sagen, um sie zu veranlassen, dass sie Eurer Eminenz dienen?«

»Sie kennen sie besser als ich. Richten Sie sich mit dem, was Sie versprechen, nach ihrer Sinnesart.«

»Und was soll ich versprechen?«

»Wenn sie mir dienen, wie sie der Königin gedient haben, wird meine Anerkennung glänzend sein.«

»Was werden wir tun?«

»Alles, da Sie sich anscheinend auf alles verstehen.«

»Monseigneur, wenn man Vertrauen zu den Leuten hat und will, dass sie zu einem selbst Vertrauen haben, dann unterrichtet man sie besser, als es Eure Eminenz tun.«

»Seien Sie unbesorgt«, erwiderte Mazarin, »wenn der Augenblick zu handeln gekommen ist, werden Sie alles erfahren, was ich im Sinn habe.«

»Und bis dahin?«

»Warten Sie ab, und suchen Sie Ihre Freunde.«

»Monseigneur, vielleicht sind sie nicht in Paris, was sogar wahrscheinlich ist, und ich muss reisen. Ich bin nur ein sehr armer Muskettierleutnant, und Reisen ist teuer.«

»Es liegt mir nichts daran, dass Sie mit einem großen Ge-

folge auftreten«, sagte Mazarin, »meine Pläne erfordern Geheimhaltung und würden unter einem zu großen Gepränge leiden.«

»Dennoch kann ich von meinem Sold nicht reisen, Monseigneur, weil man damit bei mir drei Monate im Rückstand ist, und ich kann auch nicht von meinen Ersparnissen reisen, da ich in den zweiundzwanzig Jahren, die ich im Dienst bin, nur Schulden zurückgelegt habe.«

Mazarin blieb einen Augenblick nachdenklich, als fände ein großer Kampf in seinem Innern statt, dann ging er zu einem dreifach verschlossenen Schrank und entnahm ihm einen Beutel, den er ein paarmal in der Hand wog, ehe er ihn d'Artagnan übergab. »Nehmen Sie das für die Reise«, sagte er mit einem Seufzer.

Wenn das spanische Dublonen oder sogar Goldtaler sind, dachte d'Artagnan, werden wir doch noch miteinander ins Geschäft kommen können.

Er verbeugte sich vor dem Kardinal und stopfte den Beutel in seine große Tasche.

»Es ist also abgemacht«, sagte der Kardinal, »Sie werden reisen ...«

»Ja, Monseigneur.«

»Schreiben Sie mir jeden Tag, um mich über Ihre Verhandlungen zu unterrichten.«

»Ich werde es nicht versäumen, Monseigneur.«

»Sehr gut. Übrigens, die Namen Ihrer Freunde?«

»Graf von La Fère alias Athos, Monsieur du Vallon alias Porthos und Chevalier d'Herblay, jetzt Abbé d'Herblay alias Aramis.«

Der Kardinal lächelte. »Jüngere Söhne, die sich unter falschem Namen, um den der Familie nicht zu kompromittieren, als Musketiere anwerben ließen«, sagte er. »Lange Rapierre, aber leichte Börse, das kennt man.«

»Wenn Gott will, dass diese Rapierre in den Dienst Eurer Eminenz übergehen«, sagte d'Artagnan, »dann wage ich den Wunsch auszusprechen, dass die Börse von Monseigneur leicht und die ihre schwer werde, denn mit diesen drei Männern und mir werden Eure Eminenz ganz Frankreich und

